

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339371](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339371)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Errettung vom Feuertod.

Die Nacht vom ersten auf den zweiten Februar des Jahres 1709 war für das sonst so friedliche und glückliche Pfarrhaus zu Epworth, in der englischen Grafschaft Lincolnshire, eine Nacht des Schreckens und Jammers, wie wenige Pfarrhäuser je eine erlebt haben. Kaum hatte die gesammte Familie, acht Kinder, Söhne und Töchter, nebst den Eltern und Diensthoten, im größten Frieden sich zur Ruhe begeben, nach gemeinschaftlicher Abendandacht, als hellleuchtende Feuerfunken, die in sein Schlafkammerlein fielen, eines der Kinder aus dem Schlummer aufweckten. Das Kind, kaum wach, eilt voll Angst und Schrecken dem Zimmer seiner Eltern laut weinend und rufend zu. Der Vater, durch des Kindes Schreien erweckt, hört auf der Straße Feuerlärm, springt plötzlich auf, öffnet die Thüre und sieht, daß das Feuer in seinem eigenen Hause ist und schon weit um sich gegriffen hat. Da eilt er augenblicklich in die verschiedenen Schlafkammern und bringet auf schleuniges Aufstehen der bedrohten Schläfer groß und klein. Wirklich war auch die Gefahr schon so groß, daß einige Kinder nur noch durch das Fenster sich retten konnten, und die Mutter, welche krank und zu entkräftet war, um die Fenster zu erklimmen, unbekleidet, wie sie war, im Vertrauen auf Gottes gnädige Durchhilfe, mitten durch's prasselnde Feuer sich wagen mußte. Aber wie groß war des Vaters Schrecken, als er, nachdem er schon Alle gerettet glaubte, noch das jüngste Kind, ein Knäblein, in der Kinderstube schreien hörte. Schnell eilt der Geängstigte zurück und versucht noch einmal, mitten durch die Flammen, die Treppe hinauf zu kommen; aber es ist nicht mehr möglich! Da kniet er nieder und empfiehlt die Seele seines Kindes den treuen Händen des allmächtigen Gottes an. Das sechs-jährige Knäblein aber in der Kinderstube steckt, da Niemand auf sein Nothschrei antwortet, sein Köpfchen aus den Bettvorhängen und sieht Feuerstrahlen oben an der Decke. Es springt nun auf und eilt der Thüre zu; jedoch, wie es dieselbe öffnet, da steht die ganze Hausflur im Feuer. Nun kehrt es um und flüchtet sich im Todeschrecken auf einen dem Fenster nahen Kasten. Aus dem Garten heraus erblickt einer der zur Hülfe Herbeigeeilten das Kind und rüth an, eine Leiter zu holen. Ein Anderer aber ist der Meinung, das dauere zu lang und sagt: „Ich will etwas anderes versuchen; ich will mich gegen die Wand stem-

men, laßt Jemand auf meine Schultern steigen, dann geht's schneller!“

Solches geschieht; es steigt einer der Größten auf seine Schultern und nimmt den Knaben aus dem Fenster. In demselben Augenblick stürzt das ganze Dach ein, doch fällt es einwärts, sonst hätte es Alle zerschmettert. Triumphirend und tausend „Gottlob!“ im Herzen, bringt man das gerettete Kind zum Vater, welcher bei seinem Anblick ausruft: „Kommt, liebe, getreue Nachbarn; laßt uns niederknien, laßt uns Gott preisen; Er hat mir alle meine acht Kinder gerettet; was ist am Hause gelegen? Ich bin reich genug, die Meinen alle noch zu haben!“ —

Der Knabe, welcher auf diese wunderbare Weise in seinem sechsten Lebensjahre vom Feuertod errettet wurde, ist Johann Wesley, der fromme Gründer der Methodistenkirche. Ihm selbst blieb diese wunderbare Errettung sein ganzes Lebenlang so unergötzlich, daß er, als sein Bildniß angefertigt wurde, ein brennendes Haus und seine wunderbare Errettung daraus unten anbringen ließ, mit der Unterschrift: „Ist dieses nicht ein Brand, der aus dem Feuer errettet ist?“ (Sacharia 3, V. 2.)

Vergelt's Gott.

Ich weiß — so erzählt ein bekannter Schriftsteller der Neuzeit — einen Dorfpfarrer, schlecht und recht, der ist ein lieber, wackerer Mann. Zu heißen und zu frachen hat er selbst nicht viel; aber Wohlthun ist seine Lust, und kein Armer geht ihm von der Thüre weg, dem er nicht irgend eine Gabe gereicht. Manchmal wenn's anklopft und ein Bettler streckt die dürre Hand aus, schickt der Pastor sein Kind: „Geh' hin, Franz, bringe dem armen Mann das Brod hin!“ Denn er wollte, daß auch sein Kind Mitleid lerne und am Wohlthun Freude habe. Dann ging der Franz vor die Thür zu dem Bettler und sagte: „Der Vater läßt dich grüßen und schickt das!“ Und der Bettler sprach: „Der liebe Gott vergelt's!“ — Nun soll der geneigte Leser einmal sehen, wie der liebe Gott das wirklich vergolten hat.

Der kleine Franz war krank; er hatte viel Schmerzen gelitten und fast keine gute Stunde gehabt von seiner Geburt an. Das war eine Trübsal! Dem Pfarrer brach das Herz, wenn er sein Kind ansah. Er hat auch alle Aerzte gefragt und viel Geld verbollert für Pillen und Mixturen, half aber Alles nichts. Wie nun der

Franz ein wenig heranwuchs, ist auch die Krankheit gewachsen von Jahr zu Jahr, daß Einem ganz Angst wurde. Und eines Tages sagte der Doktor: „Lieber Herr Pastor, ich kenne bloß noch einen einzigen Rath. Eine Kur weiß ich, die gut ist; aber wenn die anschlagen soll, mußt Du den armen Franz von Dir lassen und in's Krankenhaus geben.“ — Da hat der arme Vater sein krankes Kind dem gnädigen Gott befohlen und es ferne hinziehen lassen mit heißen Thränen.

Also lag der Franz im Krankenhaus, wo kein Vater und keine Mutter war, alles wildfremde Menschen, und Jammer und Schmerzen Tag und Nacht. Wie geht's dir, Franz, mein liebes Kind! so dachte der bekümmerte Vater jede Stunde. Und wenn er an seinem Tische saß und schrieb, blieb er oft starr sitzen und die Feder fiel ihm aus der Hand, und dann war sein Herz im Krankenhaus bei seinem Kinde; und auf der Kanzel, mitten im Predigen, fuhr es ihm durch's Herz: „O Franz, mein liebes Kind!“ Und hat viel, viel gebetet und innig. So sind etliche Wochen vergangen; da hält's der Pfarrer nicht länger aus, er muß hin, muß sein Kind sehen. Und er reist nach dem Orte hin, wo das Krankenhaus ist, ziemlich weit, weit von seinem Kirchdorse. Wie ist er da voll Bangigkeit angekommen, und auf dem ganzen Wege stand ihm nichts vor Augen, als sein Franz, wie er im Bette liegt voll Schmerzen, und nach dem Vater ruft und keine tröstende, liebevolle Antwort erhält!

Jetzt ist der Vater angekommen, jetzt tritt er in's Haus und fragt: „Wie geht's dem Franz, meinem Kinde?“ Darauf heißt es: „Der Franz ist ganz fröhlich und vergnügt.“ — „Wo ist er, wo ist er?“ Und der Erzteute eilt hinein in die Stube und der Franz im Bette jauchzt laut auf und streckt ihm die Arme entgegen. „Lieber Vater! da bist Du!“ Und der glückliche Vater herzt das Söhnlein und segnet es und spricht: „Franz, mein liebes Kind! ach, ich habe dich hier so allein gelassen!“ — „Nein,“ sagt der Knabe, „ich bin nicht allein gewesen, der alte Mann war immer bei mir.“

Rämlich ein alter Mann war im Krankenhaus, der hatte da eine Weile gelegen, matt und krank, und befand sich jetzt auf dem Wege der Besserung. Der ist alle Tage zu dem Knaben an's Bett gekommen und hat ihn getröstet, wie einen seine Mutter tröstet in den langen Schmerzensstunden, und ihm viele schöne und fromme Geschichten erzählt und vorgelesen, so daß der junge Kranke sein Leiden darüber vergessen.

Silends sucht der Vater den Alten auf und dankt ihm aus tiefstem Herzensgrund, daß er so

viel Liebes gethan hat an seinem Kinde. Der alte Mann aber will davon nichts wissen und sagt: „Danket mir nicht, Herr Pfarrer, ich habe Euch bloß ein Weniges wieder erstaten wollen, was Ihr an mir gethan habt. Denn vor fünf Monaten kam ich bei Euch durch's Dorf, und zwar ganz elend und verhungert, und habe vor Eurer Thüre gestanden. Da habt Ihr mich gesehen und Euern kleinen Franz herabgeschickt, mir eine Erquickung zu bringen. Der Knabe sah so fromm aus, aber auch so krank! Wie ich hier im Krankenhaus gelegen, kam mir sein Angesicht nicht aus den Gedanken; ich sah es immer. Auf einmal ist der Franz hier und ich erkenne ihn gleich. Schon war ich wieder auf die Füße gekommen und da dankte ich dem lieben Gott, daß Er mir Gelegenheit gegeben, meine Dankbarkeit zu bezeigen.“

So lohnt der Herr oft Gutes mit Gutem!

Muttergebet und Erhörung.

Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gotte. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue (Psalm 42, V. 2 und 3). — So betete einmal Jahr und Tag eine fromme Wittwe in der bangen Angst ihres Herzens, daß Gott sie um ihren verlorenen Sohn doch trösten wolle. Die Seele wollte nicht ruhig werden unter den Sorgen der Mutterliebe. Jener Sohn nämlich hatte sich einem unordentlichen, wüsten Leben ergeben und dadurch namenlosen Kummer gebracht in das Haus und Herz seiner liebenden Mutter. Kalt und empfindungslos gegen ihre qualvollen Sorgen und verstockt gegen ihr zärtliches Bitten, ihre sanften mütterlichen Warnungen, hatte er bald sein väterliches Erbtheil durchgebracht und verpraßt. So waren ihm alle Wege für ein Weiterkommen verschlossen. Am Ende blieb ihm nichts anderes übrig, als zur See zu gehen, fort, weit fort auf einem Schiffe. Herzzerrend war der Schmerz der armen Mutter! Sie mußte den Unglücklichen aber ziehen lassen. Ihr einziger Trost blieb, daß sie mit großer Herzenszuversicht in Gottes starke Vaterhand ihn legen konnte.

Als die gefährdete Abschiedsstunde kam, that sie, was sie sich längst vorgesetzt: sie gab dem fortziehenden Sohne ein Neues Testament, in das sie ihren und des Sohnes Namen geschrieben. Sie konnte nicht lassen von der tröstlichen Hoffnung, der Herr werde in seinem Worte dem Verlorenen nachgehen und ihn doch noch finden. Unter vielen und heißen Thränen bat sie den

Scheidenden, dieses Gebetbuch nie wegzugeben und oft darin zu lesen zum Zeichen seiner Liebe zu ihr.

So zog denn der Beweinte, der Schmerzensohn, von dannen und die einsame, bekümmerte Mutter blieb zurück. Das Schiff trug ihn weit über die Meere. Jahre vergingen und die, welche seiner nie vergaß, hörte kein Wort von ihm. Sie reiste selbst in die Seestadt, von wo das ihren leichtsinnigen Sohn tragende Fahrzeug absegelt war. Sie hoffte, dort um so gewisser Nachrichten zu erhalten. Emsig forschte sie hin und her und hörte endlich zufällig von einem leutseligen Kapitän, daß jenes Schiff verloren gegangen sei. Derselbe erzählte aber dann auch weiter, wie sich unter der Mannschaft ein junger Mann befunden, — und er nannte den Namen ihres Sohnes, — der so arg und gottlos gewesen, daß es der Menschheit nur nügen könnte, wenn Alle seines Gleichen so im Meeresgrund begraben würden. Welch ein Dolchstich für das arme Mutterherz! Die unglückliche Frau zog sich von diesem traurigen Augenblicke an in die Einsamkeit zurück. Sie wohnte an der Meeresküste in einer Hafensstadt und beweinte, von Menschen selten gesehen, aber offenbar vor dem lieben Gott, den Ausgang ihres einzigen Kindes.

Verjunkt und begraben in ihrer Trauer, faß nach Jahren die Mutter eines Tages in ihrem stillen verborgenen Häuschen. Da klopf es an ihrer Thüre. Verwundert öffnet die Frau und erblickt einen halbnaakten Matrosen, der um ein Almosen bittet. Wie es die Art der Tiefbetäubten war, ließ sie sich denn auch von den Erlebnissen des Armen erzählen. Er hatte mehr als einmal Schiffbruch erlitten. Wie immer, gedachte sie dabei auch jetzt ihres verlorenen Sohnes. Plötzlich fing der Erzähler an es zu preisen, wie wunderbar der unerforschliche Gott seine Menschenkinder führt. Solches sei auch daraus zu ersehen, wie wir oft Alles und das Beste finden, wenn wir meinen, Alles für immer zu verlieren. Gottes Wege sind anbetungswürdig. So habe er vor einigen Jahren, zusammen mit einem jungen Manne, der zu den gebildeten Leuten gehörte, Schiffbruch gelitten; sie seien beide verschlagen worden auf eine wüste Insel. Jener junge Mann sei nach all den Schrecken und Mühsalen, welche der Schiffbruch im Gefolge hatte, dem Tode nahe gekommen. Nur noch sieben Tage seien ihm vergönnt gewesen, dann sei er gestorben und er, der bettelnde Matrose, habe ihm die Augen zugebrückt. Aber, fuhr der Erzähler fort, ich werde niemals ihn vergessen. Er wurde bei diesen Worten immer ernster. Wie hat der liebe Heim-

gegangene seine Sünden bereut! sagte er; wie hat er gebetet! wie hat er immer in seinem Neuen Testamente gelesen! Dieses Buch, so sagte er einmal zu mir, habe ihm seine Mutter beim Abschied geschenkt und er habe es bewahrt als einen Schatz für die Ewigkeit. Diesem Buch und seiner Mutter, so habe der Sterbende hinzugesetzt, verdanke er Alles, was sein Herz still und geduldig gemacht!... Vor seinem Tode habe er dann dem erzählenden Matrosen das kostbare Buch geschenkt, mit den Worten: „Nimm es, Jakob, lies oft darin, Gott segne dich! ich gebe dir Alles was ich habe.“ —

Wie verwundert war die liebe Mutter, als der Matrose wie ein Bote Gottes, ohne eine Ahnung davon zu haben, von des Herrn wunderbaren Wegen berichtete! Seltsame, ahnende Gefühle stiegen auf in der betenden Seele der Wittwe. Jetzt öffnete der Matrose sein zerrissenes Kleid und zog ein kleines, vielgebrauchtes Buch hervor. Und siehe! es war das Neue Testament, das einst die Mutter ihrem Sohne mit auf den Weg gegeben. Auf dem ersten Blatt stand noch, von ihrer Hand geschrieben, ihr und ihres Sohnes Namen! Wer ergündet die Liebe Gottes, des Gottes der Barmherzigkeit, der die Gebete, zumal die Gebete einer Mutter, gnädig erhört!

Unliebame Nachtgesellschaft.

(Mit einer Abbildung.)

Ein alter deutscher Ansiedler Nord-Amerika's, der schon Manches erlebt hatte, erzählte einst in einer gemüthlichen freundschaftlichen Versammlung folgende Begebenheit:

Als ich vor etwa fünfzig Jahren mich zuerst im westlichen Theile des Staates New-York niederließ, gab's dort überall noch Wild genug, besonders Hirsche, und die Jagd wurde von den Kolonisten nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch als ein Mittel vortheilhaften Erwerbs betrieben. Das meiste Fleisch, das wir im Hause brauchten, lieferte die Jagd, und die Häute und Felle waren nicht nur für unsere Bedürfnisse von großem Werth, sondern auch ein guter Handelsartikel, wodurch wir uns Thee, Kaffee, Zucker, Salz, Pulver, Blei u. s. w. in Austausch verschaffen konnten.

Wie gesagt, die Hirsche waren das zahlreichste und einträglichste Wild, aber die großen Waldstriche enthielten auch Vären, Wölfe und zuweilen auch einen Cugar, die nordamerikanische Tigerkatze, der manchmal der amerikanische Löwe, gewöhnlich aber der „Panther“ genannt wird. Diese Bestie, vier Fuß lang und über zwei Fuß hoch, wird, wegen ihrer Wildheit und Stärke, von

den Jägern mehr gefürchtet als jedes andere Thier. Unter den Zweigen eines dichtblättrigen Baumes versteckt, lauert der Pantber gewöhnlich auf seine Beute, und wehe dem Menschen oder Gethier, auf die derselbe mit unfehlender Sicherheit herabspringt.

Bereits länger als ein Jahr befand ich mich in meiner neuen Heimath, als ich zuerst die Bekanntschaft dieses reißenden Thieres machte, und zudem auf eine Art, daß ich nicht die geringste Lust mehr empfand, wieder in nähere Berührung mit ihm zu kommen.

Zu jener Zeit jagte man den Hirsch auf dreierlei Weise, nämlich auf der Pürsche, mit Hundten und mit Fackeln. Die Pürsche war am gebräuchlichsten. Sie besteht einfach darin, daß man das Thier unter dem Winde und in möglichst gedeckter Stellung anschleicht und daselben niederschießt, noch bevor es die Gegenwart eines Feindes gewahr wird. Die zweite Art besteht darin, den Hirsch mit Hundten aufzujagen und auf ihn zu schießen, wenn er seinen gewohnten Pfad einschlägt, um zu entrinnen. Die dritte endlich ist, daß man in einer dunkeln Nacht mit einer angezündeten Fackel in den Wald geht und dabei scharf nach den Augen des Thieres auspäht, welches, festgebannt durch den neuen und eigenthümlichen Anblick, den Jäger so nahe an sich herankommen läßt, daß ein geübter Schütze selten fehlschießt. Derselben Jagdweisen sind auch heute noch im Westen Nordamerika's gebräuchlich.

Im ersten Jahre jagte ich gewöhnlich beim Fackellicht. Mein Sohn, dazumal ein vierzehnjähriger Junge, trug mir dabei in der Regel die Fackel vor und ich machte auf diese Weise sehr gute Geschäfte, indem ich in einer Nacht meist zwei bis drei Hirsche schoß. Aber nach dem schrecklichen Abenteuer, das ich jetzt erzählen will, gab ich diese Art zu jagen ganz auf und beschränkte mich bloß auf's Pürschen während des Tages.

Eine dunkle bewölkte Nacht war hereingebrochen. Ich schritt mit meinem Sohne, ausgerüstet wie gewöhnlich, dem meinen Weierhof umgebenden Walde zu. Der Platz, an welchem das Wild sich häufig aufzuhalten pflegte, war etwa zwei englische Meilen entfernt. Ich trug eine Büchse und der Knabe die harzigen Holzstücke, die wir dann erst anzündeten, wenn wir in die Nähe des Jagdortes gelangt waren. Die Nacht war so finster, daß wir unsern Weg durch den Wald förmlich greifen mußten, wobei wir häufig über Steine und umgestürzte Bäume strauchelten, in Gräben und Löcher traten und mehrmals zu Boden fielen. Auf diese beschwerliche Weise brachten wir über eine Stunde, bis

wir, matt und müde, den bestimmten Platz erreichten, den wir wahrscheinlich nicht gefunden hätten, wäre der Weg uns nicht so bekannt gewesen, daß wir stets nach der Eigenthümlichkeit des Grunds und Bodens bestimmen konnten, wo wir eigentlich waren.

So erreichten wir denn endlich den Platz, zündeten eine von den Fackeln an und begannen die Jagd. Es lag für mich immer etwas Feierliches und Ergreifendes darin, wenn ich hinter dem gelben Lichte der rauchenden und flackernden Fackel, in welchem alle Gegenstände ringsum eine gespenstliche Gestalt annahmen, durch den dunkeln Wald dahinschritt, nach zwei glänzenden Augen in die schwarze Nacht hinausspähend. Heute jedoch wirkten diese Eindrücke stärker als gewöhnlich auf mich ein, und ich fühlte mich ungemein niedergeschlagen. Eine unbestimmte Besorgniß hatte sich meiner bemächtigt, die mich vor jedem Geräusch erschrecken und überall eine verborgene Gefahr wahrnehmen ließ. Meinem Sohne wollte ich nichts davon sagen. Weil ich glaubte, daß diese Erregung von einer augenblicklichen Verstimmung der Nerven herrühre, die sich bald wieder verlieren werde. Ich bemerkte aber, daß er selbst zuweilen auffuhr, wenn ein dürrer Ast unter seinen Füßen krachte, und vorsichtig mit einem merklichen Schauer um sich blickte. Ich fragte ihn deßhalb, was er habe.

„Nichts, Vater,“ war seine Antwort, „durchaus nichts.“

Kurz darauf wurden unsere Blicke zu gleicher Zeit von zwei kleinen leuchtenden Kugeln angezogen, auf die wir mit Vorsicht zuschritten. Ich machte mich schußfertig, und als wir nahe genug waren, um den schwachen Murrig des furchtsamen Hirsches, der mit Verwunderung das Licht der Fackel anstarrte, unterscheiden zu können, drückte ich los. Allein das Gewehr versagte, und als ich das Schloß untersuchte, bemerkte ich, daß der Feuerstein herausgefallen war. Ich suchte in meiner Tasche nach einem andern, fand jedoch keinen mehr vor. Ich hatte sie zu Hause gelassen. Das war höchst unangenehm, denn Einer von uns mußte entweder heimgehen, um die Steine zu holen, oder wir mußten gänzlich auf die nächtliche Jagd verzichten.

„Ich glaube, es ist noch zu bald dazu, um leer umzukehren,“ meinte William, mein Sohn. „Ich kann wohl nach Hause gehen, und in einer Stunde, spätestens in anderthalb, wieder zurück sein.“

„Thue was dir gut dünkt, William,“ sagte ich. „Wenn du gehst, so will ich da bleiben, denn ich möchte nicht gern eine Nacht verlieren. Wir



Unliebame Nachtgesellschaft.

Wag er-
gefallen
kannst ge-
mühtlich
konnten,

Wag,
Bogamen
schädel
beraten
ringsum
sch den
genden
schöner
her als
nich un-
ante Be-
le mich
rall eine
Weinem
weil ich
angen-
errüde,
sommer
enn ein
nd vor-
um sich
ebe.
urrh-

gleicher
in ange-
tten. In
ebe genug
schämten
sicht der
n, drückt
nd als ich
das der
jachte in
Fam gesch
ig geloffen.
Gmer non
die Steine
die nütze

n, um her
in Selva
nd in einer
leber prüf

sagte ich,
n, wenn ich
eren. Wir

müssen so viele Thiere als möglich tödten, um unsern Wintervorrath zusammenzubringen.“

„Ich werde bald wieder zurück sein, Vater,“ entgegnete der beherzte Junge, reichte mir die Fackel und war einen Augenblick darauf in der dichten Finsterniß verschwunden.

Während ich so mutterseelenallein zurückblieb, die lodernde Fackel in der Hand und darüber nachsinnend, was die Ursache der Furcht sein mochte, die mich vorhin befallen und jetzt fast ganz wieder verlassen hatte, kamen fünf oder sechs Hirsche bis auf wenige Schritte an mich heran, blieben eine Zeit lang stehen, schnupperten in der Luft und schauten in das Fackellicht, gerade als ob sie wüßten, daß ich ihnen nichts anhaben konnte, dann verschwanden alle plötzlich und jagten krachend durch die Büsche, gleich als würden sie von einem schrecklichen Feinde verfolgt. Ich wunderte mich indeß nicht sehr darüber, sondern bedauerte nur ihren Verlust.

Nun nahm ich meinen Sitz auf einem gefallenen Baum und dachte nach über das Mißgeschick dieser Nacht, als ich von ungefähr meinen Kopf auf die eine Seite drehte und in geringer Entfernung zwei grimmige Augen mich anstarren sah. Wieder fühlte ich, wie eine Regung unaussprechlicher Furcht über mich kam, was mich bewog, die Fackel hin und her zu schwingen und zu schreien, wie Kinder solches thun, wenn sie sich fürchten. Hierauf verschwanden die glühenden Augen, während zugleich die Blätter und Büsche rasselten, aber im nächsten Augenblicke erschienen sie wieder auf der entgegengesetzten Seite, während gleichzeitig ein eigenthümliches wildes Knurren sich vernehmen ließ.

Blitzschnell sprang ich auf. Ich hatte plötzlich Alles begriffen. Es war kein harmloser, furchtsamer Hirsch, mit dem ich's jetzt zu thun hatte, sondern höchst wahrscheinlich der Schrecken des Waldes, der gefräßige Cuguar, der nur durch die instinktmäßige Furcht vor der brennenden Fackel, die ich in der Hand hielt, von einem Angriff auf mich zurückgeschreckt wurde. Was nun beginnen? Meine Büchse war nutzlos, ohne Stein, und meine einzige andere Waffe ein Messer, mit dem ich mich bloß schwach vertheidigen konnte, wenn das fürchterliche Thier auf mich einspringen sollte. Und dann mein Sohn, der sich allein im finstern Walde befand... wie schrecklich mußte sein Loos sein, wenn die Bestie mich verlassen und ihn angreifen sollte! Würde es nicht das Beste sein, den Heimweg einzuschlagen und das Raubthier durch Schwingen der Fackel mir fern zu halten, bis ich meinen William

anrufen und vor der drohenden Gefahr warnen könnte?

Dies schien mir allerdings das Gerathenste, was ich unter den jetzigen Umständen thun konnte, und sogleich machte ich mich auf den Weg. Kaum hatte ich jedoch einige Schritte vorwärts gethan, so bewog mich ein wildes Knurren, das Verschwinden der Augen und das Rasseln im Gebüsch, stille zu stehen und mit klopfendem Herzen mein Messer zu ergreifen, um mich gegen einen plötzlichen Sprung des Panthers zu vertheidigen. Das Thier hatte aber bloß seine Stellung verändert, und als ich mit raschem Blicke meine Umgebung musterte, gewahrte ich wieder die zwei feurigen Augen fast in derselben Entfernung wie vorher. Abermals schwenkte ich meine Fackel und schritt langsam vorwärts, und wieder vernahm ich dasselbe wilde Knurren, und wieder veränderte der Panther, mir folgend, seine Stellung.

Ich schritt dann wieder weiter, meinen Feind stets scharf im Auge behaltend, wobei es mir vorkam, als ob ich mein Leben in meiner Hand trüge. In dieser Weise langsam vorrückend, wobei ich oft anhielt, weil ich fürchtete, das Thier möchte seinen furchtbaren Sprung gegen mich machen, hatte ich etwa eine Viertelmeile in einer halben Stunde zurückgelegt. Nach und nach war ich aber einigermaßen mit dem Treiben des Raubthieres vertraut geworden und ich schritt, ermutigt durch die Hoffnung, daß es mir doch endlich gelingen werde, meine Wohnung sicher zu erreichen, mit weniger Furcht vorwärts, als ich beim Ueberschreiten eines sumpfigen Grabens über eine Baumwurzel strauchelte und niederfiel, wobei mir die Fackel aus der Hand gleitete und in der Wasserpflüze erlosch.

„Möge der allmächtige Gott sich meiner Seele erbarmen!“ seufzte ich betend im Gefühle, wie nahe ich dem Ende meines Lebens war.

In diesem fürchterlichen Augenblicke hatte ich alle Hoffnung verloren, jemals meine theuere Familie wiederzusehen, und die Angst, welche dieser Gedanke mir auspreßte, vermag keine Sprache zu beschreiben. Unwillkürlich ließ ich meine nutzlose Flinte fallen und streckte meine Arme empor, wobei ich den Ast eines Baumes erfaßte, der sich über mir ausbreitete. Mit verzweifelter Anstrengung, wie nur ein Mann sie machen kann, dessen Leben auf dem Spiele steht, schwang ich mich empor und setzte mich auf dem Aste zurecht. In demselben Augenblicke ließ sich ein Rauschen, begleitet von einem dumpfen Schrei, vernehmen, und gleich darauf gewahrte ich, unmittelbar unter mir, die zwei feurigen

Augen, welche mir nur zu deutlich sagten, daß ich mit genauer Noth den scharfen Klauen meines Feindes entgangen war.

Jetzt wurde das Unthier nur noch wüthender, und nachdem es mit winselndem Knurren eine Zeitlang den Baum umkreist hatte, begann es denselben zu erklettern. Ich fühlte nun klar, daß ich auf meinem Platze nicht mehr sicher war. Deshalb richtete ich mich, auf die Gefahr hin herabzustürzen, so schnell als möglich empor, ergriff den nächsten Ast über mir und schwang mich auf ihn hinaus, gerade noch zur rechten Zeit, um meinem Verfolger zu entgehen, wobei ich aber in der Eile und im Schrecken mein Messer, meine einzige Vertheidigungswaffe, fallen ließ.

So ging's von Ast zu Ast, bis ich zuletzt nicht mehr höher hinauf konnte, weil mich die dünnen Äste, welche unter meinem Gewichte sich bogen, nicht mehr zu tragen vermochten. Und die ganze Zeit über kletterte mir der Panther winselnd und knurrend fortwährend nach und trieb mich immer höher hinauf. Zuletzt, als ich nicht mehr weiter konnte, befanden wir uns auf demselben Aste, nur wenige Fuß von einander entfernt. Ueber alle Beschreibung schrecklich war mir da das Leuchten dieser feurigen Augen, welche, als die Bestie in ihrer Stier, mich zu ergreifen, ihren Körper längs des Astes so sehr streckte und dehnte, als es nur ihre eigene Sicherheit gestattete, mir so nahe kamen, daß ich mich bereits wirklich in der Gewalt des Raubthieres und nur deshalb noch unbehelligt wählte, weil es ihm just so gefiel. Von diesem Augenblick an hatte ich Qualen zu erdulden, wie sie nur irgend jemals über einen armen Sterblichen verhängt worden sind. Man denke sich aber auch meine Lage! Ich befand mich auf einem dünnen Aste, welcher bei der geringsten Bewegung meines Körpers hin- und herschwankte, und kaum stark genug war, mein Gewicht zu tragen, weshalb ich, um meine unsichere Stelle zu behaupten, genöthigt war, mich an den kleinen Zweigen neben und über mir fortwährend festzuhalten. Wenige Fuß von mir, so nahe, daß ich mehr als einmal seinen Athem spürte, knurrte der grimmige Panther, mit seinen glühenden Augen mich bewachend, zeitweilig durch Knurren seinen Unmuth kundgebend und sich so sehr ausreckend, daß es mich bedünkte, als wäre ich schon im Bereiche seines Rachens, dann sich wieder zurückziehend, um zu einem neuen Versuche anzurufen!

Und während der ganzen Zeit heulte schauerlich der kalte Nachtwind durch den dunkeln Wald, gleich als wolle er allen meinen Hoffnungen ein Grablied singen. Wenn, wie's oft geschah, meine

Glieder alles Gefühl verloren, weil ich zu lange in einer und derselben Stellung geblieben, und darum genöthigt war, meine Lage etwas zu verändern, so setzte ich mich jedesmal der Gefahr aus, von meinem Standpunkte auszugleiten, auf den Boden hinabzustürzen und entweder durch den Fall, oder durch den nachspringenden Panther, oder durch beide zugleich den sichern Tod zu finden.

Als ich glaubte, daß mein Sohn, nach der Zeit seines Heimgangs, zurückkehren könnte, rief ich seinen Namen mit lauter Stimme und wiederholte in kurzen Zwischenräumen diesen Ruf, den das Raubthier mit Murren begleitete, bis ich aus der Ferne eine schwache Antwort erhielt. Dann schlug mein Herz bald vor Freude, daß ich nicht ganz allein war und daß ich ein menschliches Wesen hatte, dem ich mich mittheilen konnte, bald vor Furcht, daß der Knabe zu nahe an den Ort kommen, daß der Panther mich verlassen und ihn angreifen möchte.

William konnte nichts für mich thun, ohne die Gefahr auf sich selbst zu lenken, und als er nahe genug gekommen um meine Stimme deutlicher vernehmen zu können, gab ich ihm Kunde von meiner gefährlichen Lage und die ernste strenge Weisung, wena ihm sein und mein Leben lieb sei, sogleich nach Hause zurückzugehen und keinem aus der Familie zu erzählen, was vorgegangen. Hierauf bat er mich flehentlich, daß ich ihm erlauben möchte, mir zu Hülfe zu kommen, allein ich blieb unerbittlich. Zuletzt sagte er mir mit bebender Stimme, in der die ganze Angst seines edeln kindlichen Herzens ausgedrückt war, seinen lieben Vater in einer solchen Gefahr verlassen zu müssen, ein zögerndes Lebewohl.

Diese Nacht war für mich eine wahre Ewigkeit des Leidens und jede Minute erschien mir wie ein Menschenalter. Wird denn der Morgen niemals kommen, um von meinem schrecklichen Feinde mich zu erlösen? Und dann, wird der Panther wohl mit Anbruch des Tages sich entfernen oder immer noch auf der Lauer bleiben? Dann aber würde gewiß Hülfe kommen und ich wäre jedenfalls im Stande eben so gut als er zu sehen; deshalb hoffte und betete ich, daß der Tag endlich anbrechen möchte!

Großer Gott, mit welchem Entzücken sah ich den ersten grauen Lichtschimmer im Osten, und mit welchem Gefühl sah ich ihn immer heller und heller werden, und das feurige Leuchten aus den Augen meines furchtbaren Wächters mehr und mehr verschwinden, als sein röthlicher gestreifter Körper immer sichtbarer wurde. Mit der Rückkehr des Lichts begann der Panther

einigermaßen unruhig zu werden und schaute sich öfters vorsichtig um, bis er endlich unter Knurren seinen Rückzug antrat, vom Baume hinabstieg und dann schnell aus meinen Augen entschwand.

Mit einem inbrünstigen Dankebet für meine Rettung begann ich nun auch herabzusteigen, aber meine Glieder waren von der Kälte und der gekrümmten Stellung, die ich so lange eingenommen, derart erstarrt und vom Krampfe zusammengesogen, daß ich meinen Halt verlor und fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch herabstürzte, zum Glück ohne Schaden zu nehmen. Gleich darauf lag ich in den Armen meines Sohnes, der mit zwei Nachbarn, die er aufgeweckt, so frühzeitig zu meinem Beistand herbeigeeilt war. Vermuthlich hatte der Panther ihr Herannahen gewittert und sich deshalb so schnell davongemacht.

Es dauerte sehr lange bis ich mich von den Folgen dieser schrecklichen Nacht vollkommen erholte, und sogar jetzt noch kann ich nicht daran zurückdenken, ohne daß mich ein kalter Todeschauer befällt. Wie bereits gesagt, war es die letzte Nacht, in welcher ich bei Fackelschein jagte.

Etwas aus alter Zeit.

Der König Eduard der II. von England war ein guter und frommer Monarch. Als er alt und schwach wurde, schaute er sich um, wem er sein liebes Reich hinterlasse, denn er war kinderlos. Da gedachte er, wie der Herzog Wilhelm von der Normandie ihn einst während langer Zeit gepflegt und geschützt hatte. Zudem waren die Weiben miteinander in der Vetterschaft, und König Eduard liebte den Herzog Wilhelm mehr als sonst einen Menschen in der Welt, und traute seinem Verstand und seiner Macht und kriegerischen Tapferkeit wohl zu, daß er das ihm angebotene Reich gut und weise verwalten würde. So bestimmte er ihn denn ganz getrost zum Erben des königlichen Thrones, kündigte solches seinen Reichsbaronen an und überlieferte dem befreundeten Herzog, zu dessen Urkunde, einen Brief mit dem großen königlichen Insignel.

Nun lebte aber dazumal, — es war in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, — ein sehr angesehener Mann in England, Harald genannt, der Sohn des mächtigen Godwin und ein Bruder von König Eduards verstorbenen Gemahlin. Dieser Harald bekleidete die Würde eines Seneschals des Reiches, ober Landeshauptmannes, war Statthalter von Wessex, Suffex, Kent und Essex und in der That mächtiger als der König selbst, auch wegen seines anmuthigen und einnehmenden Betragens sehr beliebt. Darauf baute er Hoffnungen, nach Eduards II. Tod den

englischen Thron zu besteigen, da Edgar Atheling, der einzige noch übrige Sproßling des alten sächsischen Königsstammes, seiner Jugend und Unerfahrenheit wegen, auf keinen Anhang im Volke rechnen konnte.

Dagegen hatte der verwegene Harald nun aber einen gar ernstlichen, ja furchtbaren Mitbewerber an dem streitbaren Herzog Wilhelm von der Normandie bekommen, der ihm um so gefährlicher war, weil Harald einst, von einem Sturm an die normännische Meeresküste geworfen und, als Gefangener, vor Herzog Wilhelm geführt, denselben einen Eid geleistet hatte, vor den versammelten Baronen des Landes, daß er dessen Nachfolge auf den englischen Thron befördern wolle. König Eduard II. starb am 6. Januar 1066, im Alter von fünfundsiebzehn Jahren, und Englands Thron war nunmehr erledigt.

Jetzt nahm Graf Harald ohne Weiteres den königlichen Titel an, und die Engländer, deren Liebe und Vertrauen er sich durch tapfere, muthvolle Thaten und durch sein fortgesetztes edles Betragen erworben hatte, waren bestens mit ihm zufrieden. Der Erzbischof von York krönte ihn gleich den Tag nach König Eduards Absterben. Kaum hatte Wilhelm, der Normannen Herzog, davon Kunde erhalten, so ließ er Harald an seinen Eid erinnern und drohen, daß er die schändliche Wortbrüchigkeit furchtbar rächen würde. Vergebens war Haralds entschuldigende Entgegnung, jener Schwur sei ihm mit Gewalt abgenommen worden; er trage Englands Königskrone mit der Zustimmung des gesammten Volkes und werde nur mit dem Leben darauf verzichten.

Herzog Wilhelm, an der Spitze einer Völkerschaft, die dazumal den Ruf der tapfersten auf Erden hatte, rüstete sich mit aller Kraft zu einer Landung an Englands Küsten. Es waren nicht seine Mannen und Kämpen allein, welche dieses Wagemuth ihm vollbringen halfen. In jener Zeit, wo das Ritterthum zu erblühen und zu erstarken begann und ein kühner, abenteuerlicher Geist durch Europa wehete, strömte der junge Adel der benachbarten Länder zu den Fahnen des Normannenherzogs, um Ruhm und Ehre sich zu erkämpfen unter einem solchen Führer. Howell, Herzog von Burgund, schickte ihm seinen ältesten Sohn Alain Fergant mit fünftausend Mann; König Heinrich IV. von Deutschland erlaubte seinen Vasallen, der kriegerischen Unternehmung beizuwohnen, und wenn gleich der französische Hof sie nicht hätte begünstigen sollen, so ertheilte doch der Graf von Flandern, der Schwiegervater Wilhelms, mehreren französischen Adelligen dieselbe Erlaubniß. So brachte der

erobrerungslustige Herzog ein Heer zusammen, dessen Stärke auf fünfzigtausend Mann von den Geschichtschreibern angegeben wird, und zur Uebersehung nach England, mehr als dreitausend Fahrzeuge.

Den ersten Angriff auf die zu erobernde Insel that Tosti, Haralds Bruder, der vormals aus England vertrieben worden und nun dafür Rache nehmen wollte. Mit einigen Schiffen, die er sich zu verschaffen gewußt hatte, stieß er zu einem andern Bundesgenossen, dem König Haarbrade von Norwegen, der auch noch den Namen Harald trug, und bei dreihundert Segel führte. Beide vereinigte Flotten liefen in den Humber ein, einen Fluß, der sich in das Meer ergießt, und setzten ihre Mannschaft an's Land, die alsbald eine gräuliche Verheerung anrichtete. Aber der mit seinen Streichern herbeieilende Harald schlug entscheidend diese seine Feinde bei Stamfordbridge, am 25. September 1066. Sogar die beiden Anführer, Tosti und der norwegische König, wurden getödtet und ihre gemeinsame Flotte erobert. Harald hatte die Großmuth, dem gefangenen Prinzen Olaf, Haarbrade's Sohn, die Freiheit und zwanzig Schiffe zu schenken, mit denen er zurück nach Norwegen, seinem Heimathsland, segeln konnte.

Harald, der glückliche Ueberwinder, hatte jedoch nicht viel Zeit, seines Sieges sich zu freuen, denn eben lief die Nachricht von der Landung der großen normännischen Flotte zu Pevensey in Suffex, der englischen Provinz längs des Kanals, oder der Meerenge, welche Frankreich und England scheidet. Dieser beträchtlichen Kriegsflotte entstieg die Blüthe des normännischen, niederländischen und französischen Adels so fröhlich und wohlgenuth, als wäre der Sieg schon erungen. Der allzu lebhaftige Herzog Wilhelm stolperte beim Aussteigen auf die Erde, aber schnell gefaßt und besonnen verhütete er jede abergläubische Deutung dieses Falles durch den lauten und freudigen Ruf: „So nehme ich Besitz von diesem Lanbe!“

Haralds Bruder, Gurth mit Namen, ein trefflicher Mann, gab den klugen Rath, eine Schlacht zu vermeiden und den Feind durch Zaubern und Hungen zu ermüden; allein der hitzigere Harald verwarf solches und wollte den Streit schnell zur Entscheidung gebracht wissen. Das Einzige, was er bezüglich seines verletzten Eides thun zu dürfen glaubte, war, daß er dem Herzog der Normannen eine Geldsumme anbot, wenn er ohne Blutvergießen die Rückfahrt antreten wolle. Wilhelm jedoch verwarf dieses Anerbieten mit Verachtung, und verlangte dagegen, daß Harald ent-

weder das Königreich von ihm als Lehen annehmen, oder die Entscheidung ihrer Sache dem Papste überlassen solle, wenn er es nicht zu einer offenen Feldschlacht wolle kommen lassen, worauf Harald erwiderte: „Der Gott der Schlachten möge der Schiedsrichter aller Streitigkeiten sein.“

Also zog Harald mit seiner Kriegsmacht aus und lagerte sich in einiger Entfernung vom gelandeten Feinde. Er ließ das Lager besetzen und nur drei Eingänge machen.

Herzog Wilhelm sah nun wohl, daß die Waffen entscheiden müßten und kündigte das Treffen an auf den folgenden Tag. Als am Morgen der Schlacht sein Heer aufgestellt war, sagte Wilhelm: „Freunde, wir sind da herüber gekommen, um zu streiten für eine gute Sache, um zu streiten für unser Recht. Die Engländer haben sich uns als Verräther bewiesen, und dafür wollen wir sie heute mit Gottes Hilfe strafen. Haltet euch brav, kämpft wacker, und bedenkt wohl, daß der Sieg euch Ehre, Ruhm und Reichthum verschafft. Siegt der Feind, so seid ihr alle verloren, nichts kann euch retten, keine Zuflucht bleibt euch, denn alle unsere Schiffe sind durchbohrt, auf mein Geheiß. Drum vorwärts, habt Vertrauen und festen Muth, und der Sieg wird unser sein!“

Als er diese Worte gesprochen mit Nachdruck und begeisternbem Feuer, ordnete der Herzog die Krieger in drei Heereshaufen, um auf drei Seiten zugleich anzugreifen. Jegliche Abtheilung bestand aus schwer Geharnischten, Bogenschützen und leichtem Fußvolk. Gegenüber rüstete Harald die Seinigen zur Schlacht. Sie waren mit Streitärzten und Heldebarben, die Normannen mit langen Lanzen und Schwertern bewaffnet.

Haralds Streiter deckten sich gegen die Pfeile der Bogenschützen Wilhelms mit großen Schilden und hatten sich ringsum mit Flechtwerk umgeben. Er befahl, daß Alle ihren Platz behaupten und sich nur vertheidigen, nicht aber angreifen sollten; Keiner dürfe aus irgend einem Grunde die Reihen verlassen. Sodann ließ er das Banner entfalten, denn die Normannen rückten an gegen die Verschanzungen, schossen einen Hagel von Pfeilen ab, und singen an zu stürmen. Kräftig wehrten die Engländer diesen Angriff ab, hieben mit den wuchtigen Streitärzten tüchtig drein und schmetterten viele der Angreifer nieder.

Nirgends konnten die Normannen eindringen und erlitten viel Schaden, dahingegen ihre Pfeile den Engländern keinen Abbruch thaten, weil sie vollkommen geschützt waren durch die geflochtenen Hürden. Da wichen die beiden ersten Haufen

wieder zurück, und Herzog Wilhelm befahl, als er, an der Spitze seiner dritten Schaar, hinzukam, die Bogenschützen sollten in die Höhe schießen, und während der Feind emporfährt, sollten die Andern nochmals einen Sturm wagen. Solches geschah, und die drei Heerhaufen versuchten, an den drei Eingängen des Lagers einzudringen.

Nun entstand ein gewaltiges, furchtbares Schlachtgeschrei und es entspann sich ein schrecklicher, blutiger Kampf. Die Engländer hielten sich wacker, aber ihrem Könige, dem kühnen Harald, flog ein Pfeil in's Auge. Kaltblütig zog er denselben heraus und kämpfte weiter, seine Mannen ermunternd durch Wort und That. Immer hitziger, immer verbissener wurde die Schlacht, und wieder mußten die Normannen der gewaltigen Kraft der Engländer weichen. Doch auf's Neue faßten sie Muth, drangen entschlossener vor und trieben die Engländer in ihre Verschanzungen, zugleich mit ihnen einbringend. Blutiger noch und noch gräßlicher erhob sich der Kampf; die Normannen wurden wieder hinausgetrieben.

Da nun Herzog Wilhelm sah, daß die Feinde so fest ihren Platz behaupteten und nicht heraus wollten aus der Verschanzung, so befahl er seinen Leuten, daß sie zum Schein fliehen sollten, und wenn die Engländer ihnen dann nachsetzten, sollten sie umkehren und mit Vortheil gegen sie kämpfen.

Wilhelms schlauer Plan glückte. Die Normannen flohen und die Engländer verfolgten sie, bis der Herzog ein Zeichen gab mit der Trompete. Da wandten seine Krieger sich um und hieben mit den Schwertern drein, und die Engländer konnten sich mit den schweren Streitärten nicht gut wehren, gegen die Pfeile waren sie nicht geheckt und Wilhelm's Ritter saßen ihnen hart auf dem Nacken. Sie flohen also nach allen Seiten; Tausende fielen; Andere riefen um Gnade, und endlich drangen die Normannen in die Verschanzungen und rissen die geflochtenen Hürden nieder. Von allwärts sammelten sie sich um ihres tapfern Herzogs Banner und stürmten alsdann vor; aber die Engländer widerstanden wacker, und von Neuem erhob sich ein fürchterlicher Kampf. Von beiden Seiten wurden herrliche Thaten vollbracht. Dem Herzog ward das Pferd unter dem Leibe getödtet, und Harald, sammt seinem Bruder, trotz der bewiesenen Tapferkeit, erschlagen. Die Normannen waren beritten, die Engländer hingegen alle zu Fuß, und so drangen die Ersteren, nach Haralds und seines Bruders Fall, mit Gewalt vor bis zu seinem Banner, rissen dasselbe nieder und pflanzten an dessen Stelle des Herzogs Fahne auf. Jetzt singen die

Engländer theilweise zu fliehen an. Viele aber kämpften mit Todesverachtung fort, bis sie erlagen. Die Schlacht dauerte von Mittag bis in die dunkle Nacht.

Herzog Wilhelm übernachtete auf dem Kampfsplatz, und den andern Tag ließ er die Todten zählen, Anstalten treffen zum Begräbniß und allwärts verkündigen, daß die Angehörigen der Gefallenen kämen und die Ihrigen abholten.

Die Zählung ergab, daß von den Engländern über 67,000 gefallen waren, von den Normannen aber nur 6000. Der Tag dieser berühmten Schlacht, die Schlacht bei Hastings genannt, war der 14. Oktober des Jahres 1066. Sie erhob den Herzog der Normannen, den glücklichen Sieger, seitdem Wilhelm der Eroberer genannt, auf den englischen Thron, den seine Nachkommen in weiblicher Linie noch heutzutage besitzen.

Die nächtliche Schlittenfahrt.

(Mit einer Abbitzung.)

Ein Doctor auf dem Lande, wenn er auch in einem Marktsteden oder in einem kleinen Städtchen wohnt, ist nicht auf Rosen gebettet, zumal wenn ihm sein schöner Beruf recht am Herzen liegt, und er denselben immer treu und gewissenhaft zu erfüllen trachtet, zum Trost und Segen seiner frankten, leidenden Nebenmenschen, in deren oft gar traurige und armselige Wohnungen er freundlich eintritt wie ein heißersehnter schützender Engel. Bei allem Wind und Wetter, bei Regen und Schneegestöber, auf nicht selten unwegsamem Straßen, muß der Lanbarzt hinaus, um seine Kranken zu besuchen, meistens zu Pferd, oder auch im Gefährt und Schlitten, wie's eben kommt und wie's die Jahreszeit mit sich bringt. Der Bote kennt solche wackere Landdoctoren in unserm lieben Elsaß, und hat allen Respect vor ihnen. Heute will er eine Geschichte erzählen, welche ihm zu Ohren gekommen ist, von einem ehrenwerthen Amtsbruder aus dem Württemberger Land.

Vor ungefähr dreißig oder vierzig Jahren lebte in einem schwäbischen Städtchen der ringsum geschätzte und geliebte Doctor Helmuth. Er war ein glücklicher Gatte, ein zärtlicher Vater lieber ausblühender Kinder; doch konnte er sich nur selten im gemüthlichen Familienkreise so ganz nach Herzenslust erfreuen, weil die vielen Kranken in der Nähe und in der Ferne seine Zeit gewaltig in Anspruch nahmen. Wohl hatte der vielgeplagte Doctor, wenn's immer anging, die Gewohnheit, eines oder das andere der Kinder auf seinen Fahrten in die Umgegend zu sich in die Kutsche sitzen zu lassen, während des Winters auch in den

Schlitten, wenn dichter Schnee das Land bedeckte. Der jüngste der Knaben, der muntere Moriz, welcher die Schule noch nicht besuchte, hatte jedesmal großes Gaudium, wenn er den lieben Vater begleiten durfte.

Der strenge Winter war wieder in's Land gebrochen. Fast den ganzen Tag lang hatte es tüchtig geschneit, und erst in den kurzen Nachmittagsstunden hellte sich das Wetter wieder unmerklich auf. Doctor Helmuth war eben nach Hause gekommen, in der Hoffnung, ungestört einige Ruhe genießen zu können, als er nochmals auf's Land hinaus, in ein anderthalb Stunden entferntes Dorf zu einem Kranken gerufen wurde. Dem rührigen Moriz war das lange Zimmerhocken überaus lästig gewesen, darum bettelte er mit aller Macht schmeichelnd am Vater, er möge ihn auch mitnehmen, der aber nicht gleich die drängende Bitte gewähren wollte. Auch die besorgte Mutter machte Einwendungen, das Kind bei der Kälte so gegen Abend in dem offenen Schlitten mitzulassen; allein ihre eben anwesende, zum Besuch gekommene Schwester, Tante Julie, die den muntern Moriz recht lieb hatte, erbot sich mitzufahren und auf den Kleinen ganz besonders Acht zu haben. Dies gab den Anstoß, und Vater und Mutter willigten endlich ein. Der hocherfreute Knabe wurde fürsorglich in Mantel und Pelzkappe gehüllt und zwischen Vater und Tante in den bereit stehenden Schlitten gesetzt, und fort ging's mit lustigem Schellengeltingel! Es mochte ungefähr 4 Uhr sein, und schon fing der kurze Tag an sich zu neigen.

Allein noch war keine Viertelstunde verflossen, da fielen wieder zahllose, dicke Schneeflocken, gleich als wollte sich mit ihnen der ganze düstere Himmel entleeren. „Hätten wir doch den Moriz daheimbehalten,“ klagte seufzend die Mutter, und je mehr der Abend vorrückte und das Schneien kein Ende nehmen wollte, desto größer wurde ihr ängstliches Bangen. Immer höher und höher wuchs die blendende Schneedecke!

Doctor Helmuth, welcher auf kürzeren Fahrten wie diese nur Ein Pferd anspannen ließ, und ohne Knecht fortzufuhr, hatte seiner Frau versprochen, spätestens bis 7 Uhr daheim zu sein. Die kleineren Kinder wurden demnach zu Bette gebracht, mit Hülfe der ältesten Tochter, die mit der lieben Mutter wach bleiben wollte. Beide warteten nun, von Viertelstunde zu Viertelstunde mit größerer Spannung, auf die ersehnte, ängstlich ersehnte Heimkehr. Doch es schlug 8 Uhr, endlich gar 9 Uhr, und so oft auch ein verspäteter Schlitten die Straße herauf fuhr, so oft auch Schellen-

geltingel fernher ertönte, immer waren's die Erwarteten nicht. Das Nachtessen, an dem, wie's im Hause von jeher gebräuchlich gewesen, auch Knecht und Magd Theil nahmen, war vorüber, allein es hatte durchaus nicht munden wollen, wenigstens der Mutter und der Tochter nicht. Erstere wurde fortwährend ernster und stiller, seufzte tief auf und schaute besorgt gegen das Fenster.

Jetzt schlug's 10 Uhr! Die Mutter gab ihrer Tochter den Auftrag, hinunter zu gehen und den Knecht zu rufen, welcher noch bei dem andern Pferde im Stall beschäftigt war. Als der Michel in das Zimmer kam und seine Besorgung weniger um die drei Reiben, als um seinen armen Braunen ausgesprochen hatte, der heute so gar lange ausbleibe, befahl ihm die Doctorin, eine Laterne zu nehmen und auf dem Weg nach dem Dorfe dem Schlitten entgegen zu gehen, da vielleicht ein Unfall geschehen sein möchte.

Mittlerweile hatte das starke Schneien gänzlich aufgehört, aber dagegen ein heftiger Nordwind sich erhoben, der nun den lockern Schnee wie Staub durch die Straßen des Städtchens jagte und den auf den Fensterimsen liegenden zu Eisbrocken gefrieren machte.

Nach Michels Abzug wollte die besorgte Mutter ihre Tochter in's Bett schicken; aber diese bat flehentlich, sie noch aufbleiben zu lassen, weil doch an keinen Schlaf zu denken wäre unter solch ängstlichen Umständen. So verging wieder einige Zeit, indeß die Tochter, am Fenster stehend, auf jedes ferne und nahe Geräusch lauschte, die Mutter jedoch mit gefalteten Händen am Bette des jüngsten Töchterleins saß, welches etwas unwohl war. Endlich kehrte der Knecht wieder zurück mit seiner Laterne. Er sei nicht weit vor's Städtchen hinaus gekommen, berichtete er; der Schnee sei halt zu tief, um ihn durchstampfen zu können. Allein das sei ihm das Geringsste gewesen; viel Aergeres sei ihm passirt, nämlich eine schwarze Katze sei ihm über den Weg gelaufen, die gar nicht eingesunken wie er, der Michel, sondern darüber hinweggelaufen, als ob es fester Boden wäre. „Ja,“ fuhr er eifrig in seinem Berichte fort, „eine ganz schwarze, kohlrabenschwarze Katze! Jetzt denken Sie sich, Frau Doctorin, und auf so einem gefährlichen Gang, und im freien Feld, und so über den Schnee wegzulaufen! Da kehrte ich natürlich gleich um, damit doch ich wenigstens mit heiler Haut wieder heimkomme!“ Also sagte Michel mit seinem dümmsten Gesichte, und er war bekannt dafür, daß er sehr dumme Gesichter machen konnte.

„So tief also liegt der Schnee, und kein einziger

Stern am Himmel und kein Mond!" seufzte die Doctorin. "O, mein liebes armes Kind, mein guter Mann und meine Schwester, wo mögen die jetzt sein!" — "Vielleicht sind sie draußen im Dorf geblieben, als es so schneite," sagte Michel tröstend. "Ich kehrte vorhin, nach dem Schrecken mit der Hezenkage, ein wenig in der Kron' ein, und da meinte der Wirth auch, der Herr werde dort übernachten müssen; denn bei dem argen Geföber seien alle Wege und Stege so dick verschneit, und auf der weiten Bedung da droben ist ja ohnedieß, selbst am hellen Tage, der Weg kaum zu finden."

"Das mag sein, mag aber auch nicht sein," sagte die bekümmerte Gattin, "gleich sieh't's dem Herrn nicht, daß er über Nacht ausbleibt. Deshalb muß etwas gethan werden! Du gehst jetzt alsbald hinauf zum Schloßverwalter, sagst ihm unsere Sorge und Angst, und ich lasse ihn bitten, sogleich zwei Pferdsnechte auffigen und in das Dorf hinaufreiten zu lassen, damit sie nach dem Herrn Doctor fragen und, nöthigenfalls, ihn auffuchen, wenn er sich etwa verirrt hätte bei dem starken Schneegestöber. Diese lassen sich hoffentlich nicht heim schicken von einer schwarzen Kage. Im Pächterhaus droben, wohin der Doctor gerufen wurde, sollen sie gleich nach ihm fragen. Ist er schon fort, so sollen sie ohne Verzug noch einige Leute dazunehmen und die ganze Gegend durchstreifen. Du weißt ja selbst, wie sich zwischen Bornheim und dem Harbtwald droben die tiefe Schlucht heradzieht gegen unser Thal, und wer weiß, was da geschehen kann, wenn der Schlitten sich zu weit nach rechts verirrt. Drum, nur schnell voran und lasse jeden Reiter eine brennende Laterne anhängen!"

"Ich sattle mir jetzt doch auch den Handgaul und ziehe mit," sagte Michel gutmüthig; "zu Dreien thut einem keine Hexe was, und ich bin sicherer als die Andern mit der Laterne!"

Der auf einmal so beherzte alte Bursche ging in den Stall, sattelte hurtig das Pferd, und bald trabten die drei nächtlichen Reiter zum Städtchen hinaus durch den knitternden Schnee.

So lange Michel zugegen gewesen, hatte sich die Doctorin die tiefe Seelenangst nicht anmerken lassen, welche sie befallen, und die, von Minute zu Minute, unaufhaltsam sich steigerte. Als nun aber die Reiter fort waren und der Zeiger immer weiter gegen Mitternacht vorrückte, befahl sie eine solche unbeschreibliche, namenlose Angst, welche sie zur Verzweiflung hätte bringen können, wenn sie ihre Zuflucht nicht zum Gebet genommen hätte. Die für das theure Leben ihrer Lieben zagenbe Frau sank auf die Kniee nieder, betete

voll Inbrunst so recht aus dem beklommenen Herzen, mit aller Kraft des Glaubens und festem Vertrauen auf Gottes unbegrenzte Güte und Treue, eingedenk der Verheißung: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten.

Endlich, gegen 2 Uhr des Morgens, wurde es der inbrünstig Betenden leichter und getroster um's Herz. "Sie sind gerettet!" rief eine Stimme in ihrem Innern. Aber noch die ganze lange Winternacht hindurch blieb sie auf ihren Knieen liegen, im Ringen und im Gebet.

Wir wollen uns jetzt umschauen nach den so sehnlich Erwarteten und nach den ausgesandten Boten, welche muthig durch Nacht und Schnee hinaus nach Bornheim geritten.

Kurz vor Mitternacht waren die drei Männer vor dem bezeichneten Pächterhaus angelangt, in welches der wackere Doctor berufen worden. Alles war still und finster; denn die Bewohner lagen längst in tiefem Schlafe. Auf das laute und anhaltende Pochen der Ausgesandten erschien der schlaftrunkene Pächter am Fenster, welcher, als er vernommen, um was es sich handle, ärgerlich rief: "Ei, der Doctor ist ja schon vor 6 Uhr wieder fortgefahren!" Schon wollte er großend wieder das Fenster schließen, doch seine Frau mit weiblichem Zartgefühl, hatte sich schnell zur Noth angekleidet und klagte: "Um Gotteswillen! Der gute Herr Doctor ist gewiß irre gefahren bei dem argen Schneegestöber! Und was mag jetzt aus dem armen Bublein geworden sein bei der Mordskälte im Freien!" Die theilnehmende Bäuerin rief in den Stall hinaus, wo die Knechte bei den Pferden schliefen: "Heda! aufgewacht! schnell, schnell! Johann! Martin! rasch auf! Sattelt jeder ein Roß, nehmt Laternen mit! Ihr kennt unsere Steinrutschen und Klüfte weit besser als die Knechte aus dem Städtel. Ihr begleitet sie und sucht unsern braven Doctor mit seinem Bublein und der Jungfer Julie, sie mögen stecken wo sie wollen!"

Und, auf den Befehl der bedachten, muthigen Meisterin, waren die wackern Bursche schnell in der Höhe; die Pferde wurden gefattelt, die Laternen angezündet, und fort ging's nun zu Fünf in die dunkle Nacht hinaus, um die öde, verschneite Hochebene nach allen Richtungen zu durchforschen.

Der in seinem ersten Schlaf gestörte Pächter hatte, trotz des dadurch erzeugten Mißmuths, recht berichtet. Schon zwischen 5 und 6 Uhr war der menschenfreundliche Doctor Helmuth wieder abgefahren. Den kleinen Moriz hatte er, wegen der Kälte und des heftigen Schneiens, auf seinen eigenen Schooß gesetzt und unter seinem schützen-



Die nächtliche Schlittensfahrt.

den Mantel verborgen. Er drückte den Kleinen mit der einen Hand fest an sich, während er mit der andern die Zügel hielt. Ob ihn nun dabei die Sorge für das Kind mehr in Anspruch nahm als gut und rathsam war? ob die schnell herein gebrochene Dunkelheit ihn verhinberte, den ohnehin spurlos verschneiten Weg zu finden, an dessen Seiten weber Bäume standen, noch Stangen aufgesteckt waren, die ihn bezeichnen hätten? Genug, der Doctor, so wohlbekannt mit Weg und Steg in jener Gegend und immer äußerst vorsichtig, war noch keine halbe Stunde gefahren, als er bemerkte, daß er völlig von der Straße abgekommen und auf ungebahnten Weg gerathen war. Pferd und Schlitten geriethen auf Acker und Wiesen, auf Mauern und Gräben, die alle tief verborgen lagen unter der dichten Schneehülle. In seiner immer mehr und mehr wachsenden Verlegenheit, suchte der Schlittenlenker sich zurecht zu finden, den verlorenen Weg wieder zu entdecken; aber alles war umsonst! Die stockfinstere Nacht ringsum, oben der mond- und sternenlose Himmel, nirgend ein Hoffnungsstrahl auf dem unheimlichen Wege! . . . Als es dem guten Doctor durchaus nicht glücken wollte, die rechte Richtung zu gewinnen, beschloß er endlich, lieber wieder umzukehren und in der Schlittenspur zurück nach Bornheim zu fahren. Allein auch dieser Plan erzeugte sich bald genug als unausführbar; denn auch die neue Spur war schon wieder tief verschneit und daher ganz verschwunden!

So fuhr denn der Rathlose auf's Gerathewohl, dem klugen Braunen volle Freiheit lassend, weiter und immer weiter, und, wie man am andern Tage an dem tiefen Schlittengeleise wahrnahm, oftmals just nur in der Runde herum. Jetzt aber war des Vaters Haupt Sorge weniger mehr der Weg, sondern sie galt dem kleinen, halberstarrten Moritz, den alle Liebe und Sorgfalt der Erwachsenen nicht mehr warm zu erhalten vermochte. Am meisten mußten sie dafür sorgen, daß das Kind nicht einschlief, und Vater und Tante versuchten alles, um es munter zu erhalten. Bereits schien alle Wärme gewichen zu sein aus dem zarten Körper, der anfang ganz starr zu werden; denn obgleich das Schneien gegen 10 Uhr aufgehört hatte, so brauste und stürmte dafür ein fürchtbar kalter Nordwind über die hochgelegene Fläche hin und machte Alles zu Eis erstarren.

"Gott erbarme sich unser! so kann's nicht mehr lange fortgehen!" rief der arme Doctor mit einer Stimme, aus welcher die Tante Julie des Vaterherzens tiefstes Weh heraushörte. "Der liebe Jungewird und muß erfrieren, sobald er einschläft,

und wir können ihn nicht länger mehr wach erhalten!" Und eben als diese Klage sich dem gepreßten Vaterherzen entrug, blieb auch das Pferd stehen, wie angewurzelt auf Einem Fleck.

Doctor Helmuth stieg jetzt aus dem Schlitten, und während er sonst seinen treuen Braunen schonte und hegte und sorglich vor Zugluft bewahrte, besonders wenn das gute Thier, wie jetzt, vor Hitze und Anstrengung schweißte und dampfte, spannte er daselbe aus und stellte es gerade vor den Schlitten gegen den Wind, um diesen abzuhalten. "Vielleicht schüßt er uns doch etwas gegen den eisigen Wind," sagte er, und ließ dann wieder seine ganze Sorgfalt und Aufmerksamkeit dem Söhnlein angedeihen, dessen Augen jedoch widerstandslos zusehien, und das immer kälter und starrer wurde.

"Es geht nicht mehr!" seufzte der Doctor endlich wieder. "Jetzt bleibt uns nur das letzte Mittel noch, das liebe Kind zu erhalten."

"Und welches Mittel wäre dies?" forschte hoffend die Tante, und erhielt zur betrübenden Antwort: "Ich muß meinen armen Braunen, das treue Thier, stechen, ihm den Bauch aufschlitzen und unsern Moritz hineinlegen in die warmen Eingeweide, damit er den Morgen erlebt. Zum Glück hab' ich mein Instrumentenkästchen im Schlitten!" Mit diesen Worten nahm der Doctor sein unentbehrliches Kästchen heraus, näherte sich dem schönen treuen Thier, das er erst seit zwei Jahren besaß und sehr liebte. Er liebte und streichelte es, zugleich nach der Pulsader tastend, welche er zuerst öffnen wollte.

"Gott sei gelobt! Ich sehe Lichter!" rief im selben Augenblicke hoch erfreut Tante Julie; "eins, zwei, drei, vier und noch mehr Lichter!"

"Wo? wo?" fragte der Doctor in frohem Schrecken.

"Dort, zu unserer Linken!" berichtete die Tante. "Gewiß, ganz gewiß! Da flimmern sie schon wieder! Sie bewegen sich! Entweder kommt man, um uns zu suchen, oder wir befinden uns in der Nähe menschlicher Wohnungen!"

"Rufen wir, so laut wir können!" jubelte der erfreute Doctor, und schickte mit aller Gewalt seiner klangvollen Stimme Hülfserufe hinaus in die kalte, dunkle Nacht. Doch! leider, keine Antwort erfolgte, und die Lichter waren auch schon wieder verschwunden!

"Am Ende sind's Irrlichter gewesen, was du gesehen, liebes Züchlein!" klagte der Arzt, schmerzlich enttäuscht, indem er zugleich im Finstern seine Instrumente durchsuchte, um die Lanzette zu finden.

"Nein, Gottlob, nein!" betheuerte die Schwä-

gerin. „Da sind sie ja wieder! Es sind wahrhaftig Lichter! Ich sehe, daß sie, hoch über dem Boden, sich hin- und herbewegen! Rufen wir nochmals!“

Und beide riefen wieder aus allen Kräften um Hülfe. Horch! Ach, welche Wonne, welches Entzücken! Es kam den Bedrängten vor, als durchzitterten, von fernher antwortende Töne, die schauerliche Stille.

Nunmehr erklangen natürlich wiederholte, verstärkte Nothrufe der Verirrten, so laut sei's nur vermochten, und ein deutlich vernehmbares „Hallo!“ schallte diesmal als Antwort zurück; die Lichter bewegten sich rascher der Richtung zu, wo die Verirrten nun ohne Unterlaß rufen und schreien und die Schlittenschellen erklingen machen.

Endlich, endlich sind die Lichter nahe genug, um sie als die Laternen mehrerer Reiter zu unterscheiden, die immer näher und näher kommen. Jetzt noch wenige Minuten, und Michels Freudeneruf ertönt: „Gott sei Dank! da ist ja mein guter Brauner und mein Herr Doctor leibhaftig!“ und ringsum erschallt ein Jubelgeschrei, bei dem sogar der kleine, ganz erstarrte Moritz wieder etwas zu sich kommt.

„He, he, was ist aber das!“ ruft einer der Knechte um den andern verwundert aus, „da steht ja das ganze Fuhrwerk dicht an der tiefen Thalschlucht!“ Entsetzt leuchten sie in die gähnende Tiefe. Es war in der That so! Ein kleiner Raum nur trennte den Schlitten, und besonders auch das Pferd, vom Rande der Schlucht, und ein einziger falscher Tritt des Braunen, ein einziger Schritt noch weiter gefahren, und der Schlitten mit den drei lieben Insassen wäre unfehlbar, sammt dem Pferde, in die Tiefe gestürzt!

War's der Instinct, der Naturtrieb, des klugen Braunen? War's des Herrn schützender Engel, der dem Pferde ein Halt zugerufen und dem Doctor eingegeben, das Thier nicht weiter anzutreiben, sondern es hier stehen zu lassen als Schutz gegen den frostigen Wind? Und das gerade zur Zeit und Stunde, da das Gebet der frommen Doctorin sich wie eine unsichtbare Mauer zwischen Schlitten und Abgrund aufrichtete? Wohl wird es das letztere gewesen sein, der Unglaube mag's nun deuten, wie er wolle. Ja, der Herr hatte geholfen aus großer, tiefer Noth, und daß die Hülfe eben zu gleicher Zeit erschienen war, da auch das beschwerte Herz der Gattin, Mutter und Schwester die drückende Last von sich genommen fühlte, ist eine besonders wunderbare Hergangsbildung dafür, wie der liebe und treue Gott herzlichliches Gebet erhört. —

Mit Hülfe der dienstfertigen, guten Knechte kamen die Geretteten in's Städtchen zurück, als gerade der späte Wintermorgen zu grauen begann, und der kleine Moritz trug nichts Schlimmeres davon, als ziemlich erfrorene Füße. Tante Julie aber wurde, leider, von der so unvorsichtig unternommenen Schlittenfahrt an, taub, und ist's geblieben bis zu ihrem Lebensende. Durch die schneidende Kälte hatte sie das Gehör verloren. Der wackere Doctor Helmuth kam, zum Glück, mit einer kurz anhaltenden, aber schweren Ohnmacht davon, die keine späteren Folgen nach sich zog. Was, schließlich, seine herzgute Frau betrifft, so konnte sie nur noch, mit heißen Dankesthränen für diese gnädige Rettung ihre drei lieben unarmen und, nach ärztlicher Anweisung, den der Pflege und Sorgfalt bedürftigen Moritz zu Bette bringen; dann aber brach ihre Kraft zusammen, und Wochen und Monate lang schwebte sie in Todesgefahr; sie litt schmerzlich an einer heftigen Herzentzündung, welche ihre, früher so starke Gesundheit, untergrub und vor der Zeit sie hinwegraffte. Trotz ihrer Leiden und Schmerzen, blickte sie stets, mit inniger Lobpreisung Gottes, auf jene furchtbarste und dennoch gnadenreichste Nacht ihres Lebens zurück.

Was hier der Bote seinen geneigten Lesern, zum Theil abgekürzt, wiedererzählt hat, soll mit folgendem schönen und passenden Spruche endigen: „Gelobet sei der Herr, denn Er hat erhört die Stimme meines Flehens. Der Herr ist meine Stärke und mein Schild, auf Ihn hoffet mein Herz, und mir ist geholfen; und mein Herz ist fröhlich, und ich will Ihm danken mit meinem Liebe.“ (Psalm 28.)

Drei Freundesgaben aus Lothringen.

Der gute Freund und Gebattersmann des Kalenderschreibers im Lothringerland, welcher ihm, seit langen Jahren schon recht lieb und werth geworden ist, obgleich sie einander bis heute noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, hat für den diesjährigen neuen Kalender drei willkommene Beiträge nach Straßburg gesandt. Der Bote sagt seinem freumblichen und erfahrenen Mitarbeiter recht herzlichen Dank, und ist zum Voraus versichert, daß dessen wohlgemeinte Mittheilungen nicht ohne Nutzen werden gelesen werden. Hier folgen dieselben:

1) Gedenket der hungernden Vögel! Solche und ähnliche Aufrufe erklingen schon seit etlichen Jahren, bei strenger Winterkälte, in vielen Zeitungen, und ein gefühvolles Menschenherz freut sich, daß auch der Thiere in Barmherzigkeit gedacht wird. Auch werden diese

Mahnungen nicht übersehen, und manche milt-
thätige Hand streut in harten Wintertagen,
wenn dicke Schneehülle weithin die Fluren be-
deckt, den hungernden Vögeln Krümchen und
Körner auf's Fenster Sims, und gar Viele thaten
dies schon, ehe sie noch durch Zeitung oder Ka-
lender dazu aufgefordert wurden. Auch viele
Kinder machen sich daraus ein Vergnügen und
betreiben das Vogelfüttern mit großem Eifer.
Das ist wahrlich eine bessere Stellung zu den
armen Vögeln, als wenn sich die Knaben herzlos
mit Fallenstellen und Schlingenlegen beschäftigen
würden, und wenn die Eltern darauf bedacht
sind, solche Barmherzigkeit ihrer Kinder in
christliche Pflege und Zucht zu nehmen, so muß
ihnen daraus Segen erwachsen. Ich will nun
den lieben Kindern, die sich der hungernden Vögel
erbarmen, und die gewiß auch große Freude an
Blumen haben, ganz umsonst ein Rezept zu
einer guten wohlfeilen Sorte Vogelfutter, be-
sonders für Meisen, welche von den nützlichsten
sind, verschreiben, ohne Doctor zu sein, das
ihnen doppelt Vergnügen bereiten wird.

Ihr kennt doch gewiß alle, liebe Kinder, die
große, prächtige, gelbe Sonnenblume? Das ist so
recht eine Blume für euer Alter: sie verlangt
keine Pflege und ist bald über das Unkraut emporgewachsen,
welches die munteren Kleinen doch, trotz
der Mutter öfterer Mahnung, immer vergessen
auszugäten, auch wenn sie des Tages siebenmal
daran vorbeigehen. Die Blumen aber, deren
mittlere ost größer wird, als der größte Teller,
geben eine Menge oelhaltiger, sehr nahrhafter
Kerne, die den Vögeln, besonders den Meisen,
trefflich schmecken. Sind im Herbst die Samen
reif, so schneidet man bei trockenem Wetter die
Scheiben der Sonnenblumen ab, bindet deren
etliche mit den Stielen zusammen, hängt sie an
einem trockenen, luftigen Ort auf, wo keine
Mäuse, für die sie ja keineswegs bestimmt sind,
zukommen können.

Erscheinen dann die bösen Tage, an denen die
armen Vögel ihr gewohntes Futter nicht mehr
finden, so besetzt man eine solche Sonnen-
blumenscheibe, oder auch nur einen Theil derselben,
an einen Ort, wo sie leicht zu entdecken
ist, etwa an den Fensterladen, oder an das Reb-
gelande, wenn nur Bäume in der Nähe sind,
und bald werden die netten, besiederten Thierchen
den willkommenen Fund erspäht haben und sich
begierig daran machen, die Kerne auszuspicken.
Ihr werdet euch ergötzen, liebe Kinder, an dem
muntern Wesen der niedlichen Meisen, wie sie
flugs ein Korn erwischen und pfeilschnell auf den
nahen Ast fliegen, wo sie mit dem Schnabel

fleißig daraufhacken, bis es aufgespalten ist. Die
Finken und Späken verachten ein solches Futter
auch nicht, hacken aber die Körner nicht durch
Schnabelhiebe auf, sondern drehen dieselben im
Schnabel herum, bis es ihnen gelungen ist, sie
zu spalten.

Nun frisch an's Werk, liebe Kinder, Knaben
oder Mädchen, Alle sind gemeint! Ihr habt ja
die Vögel so gerne! Und sollten, hier oder da, ver-
ständig sein wollende Leute die Bemerkung euch
machen, daß euer Sorgen um die Vögel über-
flüssig und unnöthig sei, weil, wie's Matth. 6, 26
geschrieben steht, unser himmlischer Vater sie er-
nährt, so möget ihr einstweilen getrost antworten,
daß ja eben dies eines der Mittel sein könnte,
wodurch Er sie ernähret, nämlich daß Er, in be-
sondern Zeiten der Noth, mitleidige und gefühl-
volle Menschenherzen antreibt, der armen Vögel
sich zu erbarmen!

2) Hühner und Eier.

Von wenigen Hühnern viele Eier zu erhalten,
ist weit leichter als Mancher wohl denken mag.
Ein Bauersmann, der sich sowohl um seine
Hühner, als um seine Kinder und Acker küm-
mert, theilt dem Boten Folgendes darüber mit:

Ich habe seit Jahren bemerkt, daß die Bauern
oder Bäuerinnen durchschnittlich zu viele
Hühner halten und dieselben ungenügend füttern.
Auch hört man oft, gegen Ende des Winters,
eine Hausfrau die Nachbarin fragen: »Legen
eure Hühner schon?« worauf gewöhnlich die
Klage folgt, daß sie »noch keine Schale« gelegt
haben. Ost auch verkündigt im Februar die Eine
der Andern, sie hätte schon 5, 7 oder 10 Eier be-
kommen! Solchen Leuten möchte ich rathen, die
Hälfte ihrer Hühner nach und nach im Reis zu
kochen, indem sie bei den ältesten anfangen würden,
und sodann der andern Hälfte ebensoviel Futter
zu geben, als sie vorher dem ganzen Trupp zu-
kommen ließen. Im nächsten Jahre werden sie,
wenn Jemand sie fragen wird, ob ihre Hühner
»schunn laije«, nicht rundweg mit Ja oder Nein
antworten können, weil sie selbst nicht wissen
werden, ob sie schon legen oder noch legen;
denn ihre kleine gackernde Heerde wird, wenn
nicht kurz nach der Mauser eine starke Kälte ein-
tritt, nie gänzlich aufhören zu legen, mag auch
das Hühnerhaus kalt oder warm gelegen sein.
Dabei ist noch zu bemerken, daß im Winter ein
Ei doppelt so viel werth ist als im April, wo
alle Hungerleiber legen. — Probird's einmal!

3) Bewährtes Mittel gegen Krähen- augen.

Der Landmann besonders hat oft viel von
Krähen- oder Hühneraugen an den Füßen zu

leiden. Diejenigen, welche auf den Zehen und an den Seiten sich befinden, entstehen bekanntlich von dem Drucke der Schuhe, darum beugt man ihnen vor, wenn man die Füße nicht von den Schuhen oder Stiefeln drücken läßt. Ein eingebildeter Hochmuthspinsel oder ein naseweises Puggänschen läßt sich auch den Fuß gerne zusammenpressen, um schön zu scheinen; allein ein Bauer, der mehr auf Nutzen als auf Mode hält, trägt lieber einen etwas plumpen Schuh an einem gesunden Fuß zur Schau. Da aber die rindsledernen Schuhe, wie wir Bauern sie tragen müssen, um in den oft schmutzigen Feldwegen, nassen Wiesen und den Schollen unseres Acker umherzustolpern, ziemlich, wie man zu sagen pflegt, „einschnurren“ und enger werden, wenn sie eine Zeitlang getragen worden, so lasse man sich jedesmal die Schuhe etwas zu groß machen und lege in jeden eine alte „Brandsohle“ oder eine Sohle aus Hutfilz, die man sich selbst nach dem Muster des Fußes schneiden kann. Ist eine solche Sohle nicht hinlänglich, so lege man deren zwei dünne aufeinander. Fängt der Schuh nach etlichen Monaten zu drücken an — die meisten Schuster werden doch, trotz ihrer Maschinen, Schuhe machen, welche länger als einige Monate dauern! — so nimmt man eine Sohle heraus, und der Fuß wird wieder so frei darin ruhen, wie in einem guten Holzschuh, und über Krähenaugen wird man nimmermehr zu Klagen haben. Auch dieses Mittel kann probirt werden.

Bischof und Reichsstadt.

(Mit einer großen Abbildung.)

Zuerst aus der neuen Zeit.

Die sechs ersten Monate des Jahres 1878 sind reich gewesen an merkwürdigen und traurigen Begebenheiten und Ereignissen, welche vollauf Stoff geliefert hätten zu einem großen Bilbe für den neuen Kalender. Zu Anfang desselben starb, nach kurzem Krankenlager, der rüstige, thatkräftige König von Italien, Viktor Emanuel, im besten Mannesalter; bald darauf der greise und lebensmüde Papst Pius IX., der Leo XIII zum Nachfolger erhalten hat. Zwischen Rußland und der Türkei trat, zu San-Stefano, Frieden ein, nach dem langen, blutigen, viel Geld und Menschen kostenden Kriege, von welchem der Vöte voriges Jahr mit schwerem Herzen berichtet hat. Am 1sten Mai wurde zu Paris, Frankreichs großer Hauptstadt, die viel besprochene glanzvolle Weltausstellung feierlich durch den Präsidenten der Republik, Marſhall Mac-Mahon, eröffnet, dessen berühmter und hochgepriesener Vorgänger

der umsichtige Staatsmann Adolph Thiers gewesen, den ein schneller Tod aus seinem für's allgemeine Wohl treulich und reichlich benützten Leben unversehens herausriß! Diese herrliche und großartige Weltausstellung lockt unzählige Besucher an, aus den entferntesten Ländern der weiten Erde, und an den Ufern des Seinesstroms erklingen, indem diese Zeilen geschrieben, gesetzt und gedruckt werden, wohl alle Sprachen der gesitteten Völker, während der monatlangen Dauer dieses schönen Festes des Friedens und des regen Kunst- und Gewerbfleißes. — Am 11. Mai, Nachmittags, brückte ein elender, arbeitscheuer und verkommener Klemperer oder Spenglergeselle, Max Hödel mit Namen, seine mehrläufige Pistole, einen Revolver, auf den einundachtzigjährigen deutschen Kaiser Wilhelm ab, als derselbe, im offenen Wagen und in Begleitung seiner Tochter, der Großherzogin Luise von Baden, von einer Spazierfahrt nach Berlin zurückkehrte. Zum Glück traf keiner der Schüsse des verruchten Meuchelmörders sein Ziel! — Am 31. Mai, als das aus den Kriegsschiffen „Großer Kurfürst“, „König Wilhelm“ und „Preußen“ bestehende deutsche Geschwader durch den Kanal, der Meerenge zwischen Frankreich und England, mit voller Dampfkraft wogte, stieß das Panzerschiff „König Wilhelm“, in Folge einer falschen Richtung, so stark und gewaltig an das Panzerschiff „Großer Kurfürst“, daß dasselbe, welches ungefähr acht Millionen Mark gekostet hatte, einen Leck erhielt und unterlief in den tiefen Fluthen. Wohl über zweihundert Menschenleben gingen dabei zu Grunde!

Jetzt sind wir zum 2. Juni gekommen. Es war ein Sonntag, ein Tag des Herrn! Um 2 Uhr Nachmittags hatte Deutschlands hochbejahrter Kaiser rüstig und wohlgenuth seinen Wagen bestiegen und, des kühlen Wetters wegen, den Mantel umgeschlagen. Er wollte eine Spazierfahrt machen vor das Brandenburger Thor, am äußern Ende der breiten Straße „Unter den Linden“, in welcher, vor mehreren Tagen erst, der gottvergeßene Spenglergeselle dem leutseligen Greis nach dem Leben getrachtet. Freundlich den Grüßenden dankend fuhr der Monarch ganz arglos dahin, als plötzlich aus einem Fenster des zweiten Stockwerks eines Hauses eine Doppelflinte auf ihn abgefeuert wurde. Die Käufe hatten große Schrotkörner und Nehposten enthalten und nur zu gut hatte der Meuchler leider gezielt! Des Kaisers Helm trafen achtzehn Schrotten und dreißig verwundeten das Opfer blinden Hasses und teuflischer Bosheit im Antlitze, am Kopf, an beiden Armen und im Rücken, was starken Blutver-

lust, Schwäche und brennende Schmerzen verur-
sachte, und dem greisen Monarchen gar traurige
Tage und Nächte bereitete. Diesmal war der ge-
wissenlose Mörder, welcher nach der abscheulichen
That sich selbst das Leben nehmen wollte, kein
gemeiner ungebildeter Mensch, sondern ein Dok-
tor der Philosophie, Namens Karl Nobiling, der
entartete Sohn einer achtbaren Familie aus der
preussischen Provinz Posen.

Wenn wir jetzt noch der in der Mitte des Juni-
monats zu Berlin tagenden Konferenz erwähnen,
in welcher die schwierige, verwickelte Orientfrage
besprochen und endgültig geregelt werden soll,
wie auch des Heimgangs des blinden ehemaligen
Königs Georg V von Hannover, der sich nach
Paris zurückgezogen hatte, und des frühen, allzu-
frühen Todes der anmuthigen, wunderlieblichen
Königin Mercedes von Spanien, einer Entelin
des Bürgerkönigs von Frankreich, Ludwig Phi-
lipp, die, kaum achtzehn Jahre alt, nach fünf-
monatlicher, glücklicher Ehe, ihrem trostlosen
Gatten Alphons durch ein Nervenfieber entris-
sen wurde, so wird so ziemlich von den merkwürdig-
sten und betäubendsten Ereignissen der ersten
Hälfte des Jahres 1878 die Rede gewesen sein.
Was die zweite Hälfte noch bringen wird, das
weiß nur Der, vor welchem Finsterniß und Dun-
kel ist wie das Licht!

Eine oder die andere dieser Begebenheiten hätte,
wie der Bote schon gesagt hat, reichlichen Stoff
geliefert zum großen Kalenderbilde. Da jedoch
heutzutage Zeitungen aller Art und illustrierte
Blätter in Stadt und Land sehr zahlreich ver-
breitet sind, so hat's der Kalenderschreiber für
zweckdienlicher erachtet, seinen lieben Lesern wie-
der einmal etwas aus der alten vaterländischen
Geschichte zu bringen, eine Waffenthat unserer
mannhaften und ehrenfesten Vorfahren zu erzäh-
len und dieselbe recht anschaulich zu machen durch
eine Abbildung. Der Bote ist stolz darauf, ein
Elsässer zu sein, ein Straßburger mit Leib und
Seele, und schon als Knabe las er gern von dem
Leben und Treiben unserer tapfern und kriegs-
kundigen Altvordern. Er hat gewiß noch viele
gleichgesinnte Kameraden im lieben Heimathland,
und hofft daher, daß er freundliche Zuhörer fin-
den werde für das, was er nun, der Chronik ge-
treu, zu erzählen gedenkt. Wir müssen uns in Ge-
danken um mehr als sechshundert Jahre zurück-
versetzen, in eine Zeit, da Straßburg weit umher
in hohem Ansehen stand als freie deutsche Reichs-
stadt.

Jetzt aus der alten Zeit.

Nach sechzehnjähriger Würde starb, am 2. März
1260, der Bischof von Straßburg, Heinrich von

Stahleck, ein milder und friedliebender Kirchen-
fürst, der immer in Eintracht und freundlichem
Verkehr gelebt hatte mit dem Magistrat und den
Bürgern der freien Reichsstadt. Wenige Wochen
nach dem Tode dieses guten Seelenhirten, näm-
lich am 27. März, erwählte das Domkapitel,
welchem dazumal dieses Recht zustand, Herrn
Walther von Geroldseck, ein Mitglied der adeli-
gen Familie dieses Namens im badischen Lande.
In jener Zeit, heißt's in der Geschichte, wo das
Ansehen des Reichsoberhauptes, des deutschen
Königs und Kaisers, so viel als zernichtet war,
und alle Bande, die den deutschen Staatskörper
zusammen halten sollten, sich gelöst hatten, war
der Bischof von Straßburg, kraft seiner ausge-
breiteten Besitzungen auf beiden Rheinufeln, sei-
ner weltlichen Macht, in Verbindung mit seiner
kirchlichen Stellung, wie auch durch die ihm zu
Gebote stehenden zahlreichen Mittel, seinen Ein-
fluß dauernd zu erhalten, der mächtigste Fürst
des Landes. Freilich mußte, bei der gewaltigen
Aufregung des Durcheinanders, derjenige, dem
der Bischofshut zu Theil wurde, ein Mann sein
von eben so vieler Klugheit und Umsicht, als
Kraft und Selbstständigkeit, wenn er das Besteh-
ende erhalten und dessen Umsturze für die Zu-
kunft vorbeugen wollte.

Im Laufe des Sommers wurde der neue Bi-
schof vom Erzbischof in Mainz geweiht. Einem
reichen Geschlecht entstammend, an Glanz und
Pracht gewöhnt, hielt es Walther von Geroldseck
für angemessen, daß sein erstes Auftreten in der
neuen Würde großartig erscheine. Als er drum
am 2. Hornung 1261 in die freie Reichsstadt
Straßburg seinen Einzug hielt, um in der Haupt-
kirche seines Sprengels zum ersten Mal den Got-
tesdienst zu feiern, umgaben ihn vornehme Prä-
laten, seine Verwandten, mit großem Gefolge.
Der Abt von St. Gallen, sein Nefse, hatte tau-
send Reiter mit sich; der Abt von Murbach, im
Ober-Elsaß, sein Ohm, hatte sich mit fünfhundert
Pferden beigejellt. Außerdem zeigte sich, in glän-
zendem Aufzug, zahlreicher fremder und einhei-
mischer Adel, Grafen und Freiherren.

Allein, so heißt's weiter in der Geschichte, nun
ging auch bald das Wort in Erfüllung, das, vor
der Bischofswahl, Herr Heinrich von Geroldseck
am Wasgau, in der Gegend von Zabern, des
Domstiftes Sängers, zu seinen Mitkapitularen
über seinen Verwandten ausgesprochen hatte:
„Wählt ihr diesen,“ lautete seine Warnung, „so
werdet ihr bald sehen, daß sein unrubiger Kopf,
zum großen Schaden des Landes, Alles in Ver-
wirrung und Noth bringen wird!“ Er hatte nur
zu richtig prophezeit, denn wenige Monate darauf

brachen zwischen dem neuen Bischof und der Reichsstadt Straßburg Streit und Händel aus, welche Veranlassung gaben zu schwerem Krieg und trauriger Verheerung des Landes diesseits und jenseits des Rheins.

Um diese Zeit nämlich, fährt die Chronik fort, suchten die Städte, in dem sich selbst überlassenen Deutschland, ihre völlige Unabhängigkeit von der bischöflichen Verwaltung zu erwerben. Wo Gesetz und Zügellosigkeit herrschen und kein mildernder Einfluß das Gleichgewicht erhält zwischen den feindlich sich widerstrebenden Interessen, wächst das Selbstgefühl immer mehr und mehr, und Jeder strebt darnach, die auf ihm lastenden Fesseln abzuwerfen, um sein eigener Herr zu werden. Was nun die Stadt Straßburg betrifft, mit Freiheiten und Rechten reichlich begabt, so war ihr vorberhand nichts mehr angelegen, als sich künftighin ihren Gemeinderath selbst zu wählen, was zuvor nicht geschehen durfte ohne des Bischofs Willen und der Domherren Mitwirkung. Daher wurden nun auch, nach dem Tode des Bischofs Heinrich von Stahleck, neue Rathsherren gesetzt, ohne daß der neue Bischof und das Domkapitel darum befragt wurden. Ferner hatte der Stadtrath, gegen den bisherigen Gebrauch, eine frische Abgabe gesetzt auf das Mahlen des Getreides, obgleich vorher neue Steuern nicht erhoben werden durften, ohne die Erlaubniß des Bischofs und des Domstiftes. Mehr noch, einzigen, durch das bischöfliche Gericht zur Verbannung aus Straßburg Verurtheilten, hatte der Magistrat wieder freien Eintritt in dieselbe gewährt. Solche, und noch einige andere Maßregeln wurden getroffen und ausgeführt, ohne Rücksicht auf altes Herkommen und Gewohnheit.

Diese immer weiter gehende Lossgang von der bischöflichen Macht und Gewalt, wozu den Straßburger Magistrat die damaligen wirren Zeitumstände und das Vertrauen auf eigene Kraft, die nach Freiheit und Selbstständigkeit strebte, ermutigten, fand Waltherr von Geroldsbeck durchaus nicht nach seinem Geschmack. Er war der Ansicht, sein Vorgänger, Heinrich von Stahleck, sei zu milde gewesen und habe der eigenmächtigen Reichsstadt viel zu viel nachgegeben. Anstatt mit kluger Mäßigung das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Magistrat zu erhalten, forderte der neue Bischof durchaus die Wiederherstellung des alten Zustandes. Der Abt von Neuburg und der Probst von Truttenhausen, am Fuße des Odilienbergs, erhielten am 4. Juni den bischöflichen Auftrag, daß sie den Straßburger Rath auffordern sollten, ihm Genugthuung zu verschaffen bis Pfingsten, sonst werde Herr Wal-

ther von Geroldsbeck auf dem Wege der Gerichtsbarkeit gegen denselben verfahren. Er fand jedoch entschiedenen Widerstand und brohete nun mit Bann und Krieg. Diese Drohungen reizten die freien Reichsstädter so sehr auf, daß sie, nach einigen fruchtlosen Versuchen zur Ausgleichung, in der Pfingstwoche zu den Waffen griffen, das bei Mundolsheim gelegene, vor wenigen Jahren erst wieder neu erbaute bischöfliche Schloß Haldburg zerstörten und dessen tiefe Gräben ausfüllten, damit ihr Gegner keine Festung an diesem Orte habe, aus welcher er der Stadt Straßburg Schaden zufügen könnte. Der Bote glaubt nicht zu irren, wenn er annimmt, daß der heutige Name der Mundolsheimer Anhöhen, „Holderberri“, von diesem Schloß Haldburg her stammt, denn Holderbäume gibt's wohl nicht viel dort droben in den Nebgeländen.

Vorerst befaßl nun der Bischof, unter Strafe des Kirchenbannes und des Verlustes der kirchlichen Aemter und Pfründen, den Stiftsherren und Geistlichen, den höhern und niedern, sogar den Zöglingen der Klosterschulen, Straßburg zu verlassen. Alle gehorchten; nur hielt Altersschwäche den Dechant von Ochsenstein in seinem Hofe zurück, und Heinrich von Geroldsbeck, des Stiftes Sänger, von welchem schon weiter oben die Rede gewesen, blieb freiwillig, ohne seines Veters Befehl zu beachten.

Jetzt legte Bischof Waltherr den gedroheten Kirchenbann auf die ganze freie Reichsstadt, in dessen Folge keine gottesdienstliche Handlung irgend einer Art mehr stattfinden durfte. Die Bürgerschaft jedoch wußte drei auswärtige Priester dahin zu bewegen, in die Stadt zu kommen, um den Kranken und Allen, die Verlangen danach trugen, die Sacramente zu spenden.

Der Chronik getreu, muß der Bote nun etwas erzählen, das der, wenn auch erbitterten Bürgerschaft, nicht zum Ruhme gereicht und das gewiß nicht gebilligt werden kann. Aber so geht's gewöhnlich; wenn die Leidenschaften zu einem hohen Grade sich gesteigert haben, dann kennen sie keine Grenzen mehr! Die ausgewanderten Stiftsherren und diejenigen Ritter, welche, als Dienstleute der Kirche, dem bischöflichen Befehl nachkommen mußten, hatten allen ihren Vorrath an Lebensmitteln in der geächteten Stadt zurückgelassen: Wein und Fleisch und Getreide. Sie machten davon ein genaues Verzeichniß und hofften, bei ihrer Rückkehr, eine Entschädigung zu erhalten für das was abhanden gekommen sein könnte. Eine Anzahl Bürger aber, bestimmt die ehrenhaftesten nicht, theilten das vorgefundene Gut unter sich, zerstörten der Ausgezogenen Höfe, namentlich die

der Ritter, und hieben ihnen viele Bäume ab. In den Häusern der Stifftsherren holte man, nach Guldünken, Kiesel, Schlösser, Pfosten, Vänke, kurzum, was fortzubringen war.

Mittlerweile sammelte Bischof Walthar von Geroldsbeck eine große Kriegeschaar. Sein Oheim, der Erzbischof von Trier, versprach ihm den Zugang von 1700 wadern Streitern; der Abt von Murbach, sein Nefse, und auch der von St. Galen, sowie der später zum römischen König und Kaiser erwählte Schweizergraf Rudolph von Habsburg vergrößerten mit ihren kampflustigen Mannschaften das bischöfliche Heer. Auch Freiherrn und Abelige machten sich auf mit ihren Knappen und Reifigen, und Straßburg wurde hart bedroht von allen Seiten. Ihre zahlreichen Feinde zogen sich nun zuerst bei Holzheim zusammen und belagerten die Lingolsheimer Burg, deren schwache Besatzung dem gewaltigen Andrang nicht zu widerstehen vermochte und daher für rathsam fand, sich über die Breusch hinüber in die bedrängte Reichsstadt zurückzuziehen, vor deren Mauern nun die Feinde lagerten. Die bischöflichen Zelte standen auf der westlichen Seite, bei Eckolsheim und Königshofen, und von Hausbergen her nähete der Erzbischof von Trier mit seinen Mannen. Hinter dem Zuge fuhr ein großer Wagen mit Waffen und Kriegsvorrath. Eben war, so erzählt die Chronik, ein fahrender Sännger oder Menestrel, Bitterpfeil genannt, in Straßburg gegenwärtig, just so lähn als geschickt; dieser nahm einige freiwillige Gefellen mit sich und eilte hinaus auf besagten Karren los, dessen er sich glücklich bemesterte und ihn in die Stadt herein brachte. Als die Nachricht von diesem letzten Streich sich im Lager verbreitete, machten sich mehrere Dienstleute des Erzbischofs, in Gemeinschaft mit denen von Lichtenberg, Hüneburg und einigen andern Bischöflichen, schnell auf, rückten mit Ungeflüm der Stadt zu, und kamen bis an das Thor bei St. Aurelien. Die hier zur Wache bestellten Bürger hatte fast sämmtlich der Hunger zum Mittagsimbiß nach Hause getrieben; nur wenige waren zurückgeblieben. Die feindlichen Krieger, auf tüchtigen Schlachtgäulen sitzend, und in vollständiger Rüstung, glaubten, die geringe Anzahl der Wächter überrumpeln und in die Stadt eindringen zu können. Aber sie fanden heftigen Widerstand und in dem Getümmel verloren sie sechzig Pferde, deren Reiter jedoch mit heiler Haut auf ihren eigenen Füßen davontkamen. Von der bürgerlichen Thorwache wurden drei Handwerker sammt Ritter Reinhold gefangen; solches geschah auch einigen andern Bürgern, welche sich in einen außerhalb der Stadtmauern gelegenen

Garten begeben hatten, um das bischöfliche Heer in Augenschein zu nehmen. Es waren dies, wie die Geschichte meldet, die Ritter Reinbold Piebenzeller, Böckelin vor dem Münster, Eberhard, genannt Sicke, und etliche Männer aus dem Volke. Dieser Vorfall ereignete sich am 12. Juli 1261. Am folgenden Tage suchten einige geistliche Herren die Vermittler zu machen zwischen den streitenden Parteien, worauf ein Waffenstillstand geschlossen wurde bis nach der eingeheimsten Ernte, und die in des Bischofs Heer sich befindenden Krieger zogen nach Hause zurück.

Während des Waffenstillstands blieb der kriegerische Bischof nicht müßig. Auf alle Weise suchte er auf die Bürgerschaft zu wirken und seine Sache in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Nicht an den Magistrat, sondern an die Bürgerschaft überhaupt, und insbesondere an die Junft- oder Handwerksmeister, schrieb er Briefe, in welchen die Handlungsweise, das Benehmen der Stadtverwaltung in einem höchst ungünstigen Lichte dargestellt wurde. Diese Briefe bezweckten, die Bürger über den eigentlichen Gegenstand des Streitens zu belehren und aufzuklären. Als aber die bischöflichen Boten dieselben auf den Altar in der Domkirche legen wollten, wurden sie von Magistrats wegen daran verhinbert und ihnen, bei Todesstrafe, geboten, in ihren Herbergen keinem der Stadtbewohner derlei Briefe zu lesen oder mitzutheilen.

Da dieser Versuch ihm fehlgeschlagen, lud der Bischof die Stadt zu einer Versammlung ein, die von Herren und Städtern in Weiffenburg stattfinden sollte, um zur Beendigung der streitigen Fragen zu führen. Allein Straßburgs Magistrat schrieb an die Städte, welche daran Theil hätten nehmen sollen, daß es von den Fürsten und Herren bloß darauf abgesehen sei, den Städten ihre Rechte und Freiheiten zu beschränken. Somit kam die Versammlung nicht zu Stande. Am 18. September schrieb Bischof Walthar nochmals an die Bürger der freien Reichsstadt, erklärte ihnen auf's Neue, welches eigentlich seine Forderungen wären, und suchte den übeln Eindruck zu beseitigen, wenigstens zu mildern, welchen ein, in einem früheren Schreiben; von ihm gebrauchtes Wort hervorgebracht hatte. Dort äußerte er sich nämlich, daß er die Bürger bei ihren Rechten, die sie zur Zeit des Bischofs Berthold gehabt, gern lassen wolle, wenn sie solches mit ihrem Dienste um ihn verdienen. „Ja, wir wissen wohl,“ meinte man, „was der Bischof mit seinem Dienste sagen will!“ Walthar übersetzte ihnen nun diesen antößigen Ausdruck durch Hilfe, die sie leisten sollten, damit das Bisthum nicht beeinträchtigt werde.

he Heer
ed, wie
old He-
erhard,
us dem
2. Juli
eijliche
en den
illstand
imoten
befin-

er frie-
Beise
nd seine
a. Nicht
erschaft
st- oder
welchen
Stadt-
a Lidte
en, die
nd des
is aber
n Altar
ie von
ihnen,
gen fei-
u lesen

lad der
en, die
g statt-
reitigen
qistat
bätten
nd Her-
en ihre
Somit
im 18.
als an
e ihnen
rungen
befreit
in einem
Wort
h näm-
die sie
rn löf-
ien sie
meinte
e fagen
ausid-
stellten,
werde.



Bischof und Reichsstadt.

Endlich suchte der Prälat noch durch ein Manifest, das er an die ärmeren Bürger richtete, bei denselben das Vertrauen auf ihre Obrigkeit zu untergraben. Nachdem er alle seine Klagen und Beschwerden gegen den Magistrat angeführt hatte, suchte er hauptsächlich darzutun, wie schädlich dessen bisherige genommene Maßregeln für den Arbeiterstand wären, wie derselbe von den hochfahrenden Herren, die nur gebieten und sich bereichern wollten, hinter's Licht geführt wurde, und wie sehr er, der Bischof, dagegen Antheil nehme an den Niedriggestellten und von Herzen ihr Bestes wünsche.

Allein alle Versuche, von welcher Seite sie auch kommen mochten, die streitenden Theile zu vereinbaren, blieben fruchtlos, so groß auch der Eifer war, mit welchem viele angesehenen Männer um die Wiederherstellung des Friedens sich bemüheten, und kaum nähete sich der Waffenstillstand seinem Ende, so zog Bischof Walther abermals ein streitbares Heer zusammen. Einen Theil seiner Kriegskräfte legte er nach Weispolsheim, einen andern in den Kochersberg, die größte Abtheilung nach Molsheim. Auch der Landadel ergriff wieder die Waffen gegen die Reichsstadt. Die Herren von Ochsenstein machten jedoch eine Ausnahme; sie traten mit ihren Knappen in Straßburgs Dienst, dessen Magistrat fremde Fußknechte, Schützen und etwa sechzig Reiter in Sold genommen hatte. Vom Bischof war seinem Heere die strenge Weisung erteilt worden, in der Herbstzeit keinen Wein in die Stadt zu lassen. Da die Reben in diesem Jahre zahllose Trauben gespendet, so war die natürliche Folge des Verbots, daß die Weinpreise gar sehr gering wurden: eine Ohme kostete im ganzen Lande nicht mehr als vier Pfennige, — also hätte man für einen Rehpennig dritthalb erhalten, — und ein Faß voll gab man überall für ein leeres Faß. Trotz der Sperre war in Straßburg doch keine Theuerung: das Viertel Frucht galt vier Schilling, das Viertel Wein vier Pfennige!

Ungeachtet des drohenden Gewitters, heißt's ferner in der Geschichte, das über die Reichsstadt hereinzubrechen drohete, sank den Bürgern der Muth nicht, sondern wurde bald noch mehr gesteigert, als, mit kluger Benutzung der Umstände, der Magistrat mit einigen mächtigen Herren ein enges Bündniß schloß bei folgender Veranlassung. Im Jahr 1244 hatte Graf Hartmann von Kyburg, durch das mehr als muthwillige Betragen seines Nessen, des Grafen Rudolph von Habsburg, dazu gereizt, seine sämtlichen Besitzungen der Straßburger Kirche zu einem Lehen gegeben. Als der künftige Kaiser sein Unrecht späterhin

einsah, bat er seinen Oheim um Verzeihung und gelangte wieder gänzlich in Gunsten. Nun aber reuete den alten Kyburger die Schenkung an die Straßburger Kirche und gerne hätte er sie ungeschehen gemacht. Er richtete daher an Bischof Walther das Gesuch, die Verschreibung ihm herauszugeben und die Begabung als ungültig zu erklären. Dieser jedoch wies die Anfrage unbedingt zurück, weil er großen Werth legte auf diese Besitzungen seiner Kirche. Am 21. Juli 1260 schon, kurze Zeit nach seiner Erwählung, hatte er den Stiftern von St. Stephan, Berthold von Tierstedt, an den wankelmüthigen Grafen abgesandt, um im Namen des Bisthums von demselben auf's Neue sich huldigen zu lassen. Einen bessern Erfolg versprach sich der Habsburger, welcher mit dem jüngern Hartmann von Kyburg dem Bischof zu Hülfe gezogen war und, auf eigene Kosten, in mehreren Schweizerorten Soldner geworden und mit sich in's Elßaß geführt hatte. Diesen Venclo von Anhänglichkeit und guter Freundschaft in der Noth machte Graf Rudolph vor dem Bischof geltend, bat ihn, die in einer Anwandlung den Unwillen gemachte Schenkung des alten Kyburgers zu zernichten und ihm, dem nächsten Vorkommen der beiden Grafen, denen ja männliche Nachkommen fehlten, den Weg zu seinem rechtmäßigen Erbtheil nicht zu versperren. Aber zu gleicher Zeit hatte Berthold, der Abt zu St. Gallen und Keise des Bischofs, welcher, wie schon erzählt, bei dessen glänzendem Einzug in Straßburg mit tausend Reitern gegenwärtig gewesen, und jetzt wieder dreihundert wohlbewaffnete Mannen ihm zuführt hatte, ihn deutlich merken lassen, daß er gern die kleine Stadt Winterthur, bei Zürich, zu Lehen hätte, als Belohnung für die geleisteten Dienste.

Beide Bittsteller erhielten aber kurzweg einen abschlägigen Bescheid, was des Habsburgers größten Unwillen erregte. „Weil meine Dienste,“ sagte er, „keine bessere Anerkennung finden, so will ich Euer Hochwürden ferner auch keine Hülfe mehr leisten.“ Diese Worte machten jedoch keinen tiefen Eindruck auf den harten Bischof. Stolz auf die große Zahl seiner Kriegskräfte, gab er dem Grafen die kurze Antwort: „Statt Eurer laun ich andere Diener genug finden!“ Zornentbrannt kündigte nun der Habsburger dem Bischof alles fernere gute Bernehmen zwischen ihnen beiden auf und rief gegen ihn die Drohung aus: „Er werde bald die Wirkung seiner Rache fühlen!“ Im Weggehen schloß er mit folgenden Worten: „Wisset, daß, so lange ich das Schwert führen kann, weder Ihr noch sonst Jemand aus den Besitzungen, die mir rechtmäßiger Weise zugehören,

irgend einen Vortheil wird zu ziehen vermögen.“ Auch der in seinen Erwartungen ebenfalls gekränkte Abt von St. Gallen zog mit seinen Leuten wieder dem Schweizerland zu.

Sobald der Straßburger Magistrat von diesem Zwiste Kenntniß erbalten, so entsandte er augenblicklich Abgeordnete an den erbosten Grafen von Habsburg, mit der Bitte, die Kriegshauptmanns-Stelle der Reichsstadt anzunehmen, da ja früher schon, unter seiner tüchtigen Anführung, die Bürger glückliche Kämpfe bestanden hätten. Rudolph willigte ohne Bedenken in den Antrag. Begleitet von dem Grafen Konrad von Freiburg, Hartmann dem Jüngeren von Kyburg, Gottfried von Habsburg und Heinrich von Neuchâtel, zu Deutsch: Neuenburg, Probst des Stiftes in Basel, späterhin Bischof daselbst, hielt der willkommenere Kriegshauptmann, mit einem zahlreichen berittenen Gefolge, seinen Einzug in die Stadt, unter dem feierlichen Geläute der Glocken und dem freudigen Jubeln der harrenden Menge. Auf dem Frohuhse, vor der versammelten Bürgerschaft, schworen sich die Herren und die Mitglieder des Magistrats gegenseitigen Beistand gegen den Bischof, dessen Vater und Brüder und gegen Jeden, der ihm Hülfe leisten würde, zwischen Basel und dem Hagenauer Forst, bis an das Gebirg hin. Kein Theil soll Frieden machen ohne den andern, auch sich weder von einem geistlichen noch weltlichen Gerichte losprechen lassen von dem Tode, bei Strafe von viertausend Mark Silber. Darüber wurde dann ein eigenes schriftliches Dokument aufgesetzt, vom 21. September 1261 datirt. Auch Solmar und Basel traten mit in den Bund gegen den Bischof. In ersterer Stadt bescheidete dazumal der wackere Johannes Köffelmann das ehrenvolle Schultheißenamt, welcher in einer Urkunde vom Oktobermonat die Straßburger „geliebte und besonders gute Freunde“ nannte.

Nunmehr begannen die Feindseligkeiten wieder auf's Neue zwischen Bischof und Reichsstadt und, leider, ging's dabei gar arg zu. Die Straßburger zogen öfter aus, verbrannten die Dörfer ihrer Bezirke und verheerten deren Gebiete. Solches traf hauptsächlich die Herren von Lichtenberg, den Ritter von Geroldsdorf am Schwarzwald, des Bischofs Vater, den Grafen Sigebert von Werb, den von Rathshausen und mehrere andere. Seinerseits vernichtete Bischof Walther alle Besitzungen, welche Straßburgern in seinem Kirchensprengel angehörten; die Acker und Reben derselben vertheilte er unter seine Ritter und Kampfgesossen, denen er versprach, daß diese Güter ih-

nen und ihren Nachkommen verbleiben sollten auf ewige Zeiten.

Ein unerwartetes Zusammentreffen mit dem viel stärkeren bischöflichen Heere wäre den Straßburgern beinahe höchst gefährlich geworden. Die in der Burg zu Breuschwiderheim ansässigen Ritter hatten nämlich schon mehrmals der Stadt Schaden zugefügt. Um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, zogen die Straßburger am 29. Christmonat 1261 mit ihren Hülfsstruppen nach dem genannten Dorfe; nur wenige streitbare Männer waren in der Stadt zurückgelassen. In Breuschwiderheim angelangt, fanden die Kriegsmänner reichen Vorrath an neuem Wein, der beuer besonders gut und stark war. Trotz der Warnung, ja trotz des Verbots ihrer Vorgesetzten, fielen von den Ärmeren, die noch keinen solchen getrunken hatten, gierig über den lang ersehnten Traubensaft her und tranken davon bis zur völligen Berausung. Der Bischof wurde sogleich von diesem Vorfalle unterrichtet. Während die Trunkenbolde, zum Kampf untüchtig, besinnungslos dalagen, ertönte die große Glocke zu Molsheim; sie läutete Sturm, und alsobald, wie der Prälat es zuvor verordnet hatte, schlugen die Glocken von Dorf zu Dorf zusammen bis Schlettstadt, Rheinau, Zabern und Hagenau. Allüberall erhoben sich die bischöflichen zum Streite, und nachdem die Schaaren geordnet worden, kam das Heer in großer Uebersahl heran und stellte sich auf der zwischen Breuschwiderheim und Kolsheim liegenden Anhöhe auf, und so sehr in der Nähe der Straßburger, daß beide Theile, wie die Chronik berichtet, sich sprechen konnten. Doch ein zwischen ihnen hinfließendes ziemlich tiefes Wasser, das besonders Schwergewappneten nicht leicht den Uebergang gestattete, verhinderte das Zusammentreffen, welches wohl zu Gunsten des Bischofs ausgefallen wäre, wegen der weit größeren Zahl seiner Kämpen. Als das bischöfliche Heer unbeweglich stehen blieb, bewerkstelligten die Straßburger, nicht ohne mancherlei Besorgniß, den Rückzug nach der Stadt. Von denen, die sich so leichtsinnig und unmäßig betrunken hatten, blieben ungefähr zwanzig im Dorfe liegen, ohne dem Aufruf zum Heimzug Gehör zu geben. Als nun die Feinde herbeikamen, brachten ihnen die Unglücklichen den freundlichsten Gruß und fallender Junge Bescheid; aber jene fielen über sie her, ließen ihnen Arme und Häße ab, und schlugen sie dann vollends todt! Auf dem Rückwege nach der Stadt senkten und brannten die Bürger in Breuschwiderheim, Achenheim, Schöffolsheim und Wolsheim; die Habsburger und ihre Freunde aber zogen hierauf nach Haus zurück.

Dieser gerrub städt heissen mäh un erzähle ruhlos widerof zu berich tigen Re stadt, da es wird scheiden und frue den drei das Krie gen Selb ländische Stroben sterhafte

Da fan scheidung sollte. Es um Mitt Fußvolk Thurm d hätte näm dersen, Strahe ge Hochfelte und jeder wäre dabs megen und schaft an frisch an Unterbesse gehe; scho sich; über ten, und erschallen um ihn, fe bewaffnete send Mann dem gegen Straßburg er den S Vorauß ab Weise der es reute ih nicht angep tragung d schäftigen hatten, sch

Endlich suchte der Prälat noch durch ein Manifest, das er an die ärmeren Bürger richtete, bei denselben das Vertrauen auf ihre Obrikeit zu untergraben. Nachdem er alle seine Klagen und Beschwerden gegen den Magistrat angeführt hatte, suchte er hauptsächlich darzuthun, wie schädlich dessen bisherige genommenen Maßregeln für den Arbeiterstand wären, wie derselbe von den hochfahrenden Herren, die nur gebieten und sich bereichern wollten, hinter's Licht geführt wurde, und wie sehr er, der Bischof, dagegen Antheil nehme an den Niedriggestellten und von Herzen ihr Bestes wünsche.

Allein alle Versuche, von welcher Seite sie auch kommen mochten, die streitenden Theile zu vereinbaren, blieben fruchtlos, so groß auch der Eifer war, mit welchem viele angesehenen Männer um die Wiederherstellung des Friedens sich bemüheten, und kaum nahete sich der Waffenstillstand seinem Ende, so zog Bischof Walther abermals ein streitbares Heer zusammen. Einen Theil seiner Kriegskente legte er nach Geispolsheim, einen andern in den Kochersberg, die größte Abtheilung nach Molsheim. Auch der Landadel ergriff wieder die Waffen gegen die Reichsstadt. Die Herren von Ochsenstein machten jedoch eine Ausnahme; sie traten mit ihren Knappen in Straßburgs Dienst, dessen Magistrat fremde Fußknechte, Schützen und etwa sechzig Reiter in Sold genommen hatte. Vom Bischof war seinem Heere die strenge Weisung ertheilt worden, in der Herbstzeit keinen Wein in die Stadt zu lassen. Da die Reben in diesem Jahre zahllose Trauben gespendet, so war die natürliche Folge des Verbots, daß die Weinpreise gar sehr gering wurden: eine Dyme kostete im ganzen Lande nicht mehr als vier Pfennige, — also hätte man für einen Zehnpfennignickel dritthalb erhalten, — und ein Faß voll gab man überall für ein leeres Faß. Trotz der Sperre war in Straßburg doch keine Theuerung: das Viertel Frucht galt vier Schilling, das Viertel Wein vier Pfennige!

Ungeachtet des drohenden Gewitters, heißt's ferner in der Geschichte, das über die Reichsstadt hereinzubrechen drohete, sank den Bürgern der Muth nicht, sondern wurde bald noch mehr gesteigert, als, mit kluger Benutzung der Umstände, der Magistrat mit einigen mächtigen Herren ein enges Bündniß schloß bei folgender Veranlassung. Im Jahr 1244 hatte Graf Hartmann von Kyburg, durch das mehr als muthwillige Betragen seines Neffen, des Grafen Rudolph von Habsburg, dazu gereizt, seine sämmtlichen Besitzungen der Straßburger Kirche zu einem Lehen gegeben. Als der künftige Kaiser sein Unrecht späterhin

einsah, bat er seinen Oheim um Verzeihung und gelangte wieder gänzlich in Gunsten. Nun aber reuete den alten Kyburger die Schenkung an die Straßburg'sche Kirche und gerne hätte er sie ungeschehen gemacht. Er richtete daher an Bischof Walther das Gesuch, die Verschreibung ihm herauszugeben und die Begabung als ungültig zu erklären. Dieser jedoch wies die Anfrage unbedingt zurück, weil er großen Werth legte auf diese Besitzungen seiner Kirche. Am 21. Juli 1260 schon, kurze Zeit nach seiner Erwählung, hatte er den Stifftsherrn von St. Stephan, Berthold von Tiersdorf, an den wankelmüthigen Grafen abgesandt, um im Namen des Bisthums von demselben auf's Neue sich halsbigen zu lassen. Einen bessern Erfolg versprach sich der Habsburger, welcher mit dem jüngern Hartmann von Kyburg dem Bischof zu Hülfe gezogen war und, auf eigene Kosten, in mehreren Schweizerorten Söldner erworben und mit sich in's Elsaß geführt hatte. Diesen Beweis von Anhänglichkeit und guter Freundschaft in der Noth machte Graf Rudolph vor dem Bischof geltend, bat ihn, die in einer Anwandlung von Unwillen gemachte Schenkung des alten Kyburgers zu zernichten und ihm, dem nächsten Blutsverwandten der beiden Grafen, denen ja männliche Nachkommen fehlten, den Weg zu seinem rechtmäßigen Erbtheil nicht zu versperren. Aber zu gleicher Zeit hatte Berthold, der Abt zu St. Gallen und Neffe des Bischofs, welcher, wie schon erzählt, bei dessen glänzendem Einzug in Straßburg mit tausend Reitern gegenwärtig gewesen, und jetzt wieder dreihundert wohlbewaffnete Mannen ihm zugeführt hatte, ihn deutlich merken lassen, daß er gern die kleine Stadt Winterthur, bei Zürich, zu Lehen hätte, als Belohnung für die geleisteten Dienste.

Beide Bittsteller erhielten aber kurzweg einen abschlägigen Bescheid, was des Habsburgers größten Unwillen erregte. „Weil meine Dienste,“ sagte er, „keine bessere Anerkennung finden, so will ich Euer Hochwürden ferner auch keine Hülfe mehr leisten.“ Diese Worte machten jedoch keinen tiefen Eindruck auf den harten Bischof. Stolz auf die große Zahl seiner Kriegskente, gab er dem Grafen die kurze Antwort: „Statt Eurer laun ich andere Diener genug finden!“ Zornentbrannt kündigte nun der Habsburger dem Bischof alles fernere gute Vernehmen zwischen ihnen beiden auf und stieß gegen ihn die Drohung aus: „Er werde bald die Wirkung seiner Rache fühlen!“ Im Weggehen schloß er mit folgenden Worten: „Wisset, daß, so lange ich das Schwert führen kann, weder Ihr noch sonst Jemand aus den Besitzungen, die mir rechtmäßiger Weise zugehören,

irgend einen Vortheil wird zu ziehen vermögen.“ Auch der in seinen Erwartungen ebenfalls getäuschte Abt von St. Gallen zog mit seinen Leuten wieder dem Schweizerland zu.

Sobald der Straßburger Magistrat von diesem Zwiste Kenntniß erhalten, so entsandte er augenblicklich Abgeordnete an den erbosten Grafen von Habsburg, mit der Bitte, die Kriegshauptmanns-Stelle der Reichsstadt anzunehmen, da ja früher schon, unter seiner tüchtigen Anführung, die Bürger glückliche Kämpfe bestanden hätten. Rudolph willigte ohne Bedenken in den Antrag. Begleitet von dem Grafen Konrad von Freiburg, Hartmann dem Jüngeren von Kyburg, Gottfried von Habsburg und Heinrich von Neufchatel, zu Deutsch: Neuenburg, Probst des Stiftes in Basel, späterhin Bischof daselbst, hielt der willkommene Kriegshauptmann, mit einem zahlreichen berittenen Gefolge, seinen Einzug in die Stadt, unter dem feierlichen Geläute der Glocken und dem freudigen Zuschauchen der harrenden Menge. Auf dem Frohnhofe, vor der versammelten Bürgerschaft, schwuren sich die Herren und die Mitglieder des Magistrats gegenseitigen Beistand gegen den Bischof, dessen Vater und Brüder und gegen Jeden, der ihm Hilfe leisten würde, zwischen Basel und dem Hagenauer Forst, bis an das Gebirg hin. Kein Theil soll Frieden machen ohne den andern, auch sich weder von einem geistlichen noch weltlichen Gerichte lossprechen lassen von dem Eide, bei Strafe von viertausend Mark Silbers. Darüber wurde dann ein eigenes schriftliches Dokument aufgesetzt, vom 21. September 1261 datirt. Auch Colmar und Basel traten mit in den Bund gegen den Bischof. In ersterer Stadt bekleidete dazumal der wackere Johannes Rösselmann das ehrenvolle Schultheißenamt, welcher in einer Urkunde vom Oktobermonat die Straßburger „geliebte und besonders gute Freunde“ nannte.

Nunmehr begannen die Feindseligkeiten wieder auf's Neue zwischen Bischof und Reichsstadt und, leider, ging's dabei gar arg zu. Die Straßburger zogen öfters aus, verbrannten die Dörfer ihrer Gegner und verheerten deren Gebiete. Solches traf hauptsächlich die Herren von Lichtenberg, den Ritter von Geroldsbeck am Schwarzwalde, des Bischofs Vater, den Grafen Siegebert von Werb, den von Rathsamhaufen und mehrere andere. Seinerseits verwüstete Bischof Walthar alle Besitzungen, welche Straßburgern in seinem Kirchsprengel angehörten; die Neckar und Neben derselben vertheilte er unter seine Ritter und Kampfgenossen, denen er versprach, daß diese Güter ih-

nen und ihren Nachkommen verbleiben sollten auf ewige Zeiten.

Ein unerwartetes Zusammentreffen mit dem viel stärkeren bischöflichen Heere wäre den Straßburgern beinahe höchst gefährlich geworden. Die in der Burg zu Breuschwickersheim ansässigen Ritter hatten nämlich schon mehrmals der Stadt Schaden zugefügt. Um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, zogen die Straßburger am 29. Christmonat 1261 mit ihren Hülfsstruppen nach dem genannten Dorfe; nur wenige streitbare Männer waren in der Stadt zurückgeblieben. In Breuschwickersheim angelangt, fanden die Kriegsmänner reichen Vorrath an neuem Wein, der heuer besonders gut und stark war. Trotz der Warnung, ja trotz des Verbots ihrer Vorgesetzten, fielen von den Aemeren, die noch keinen solchen getrunken hatten, gierig über den lang ersehnten Traubensaft her und tranken davon bis zur völligen Berausung. Der Bischof wurde sogleich von diesem Vorfall unterrichtet. Während die Trunkenbolde, zum Kampf untüchtig, besinnungslos dalagen, ertönte die große Glocke zu Molsheim; sie läutete Sturm, und alsobald, wie der Prälat es zuvor verordnet hatte, schlugen die Glocken von Dorf zu Dorf zusammen bis Schlettstadt, Rheinau, Zabern und Hagenau. Allüberall erhoben sich die bischöflichen zum Streite, und nachdem die Schaaren geordnet worden, kam das Heer in großer Uebersahl heran und stellte sich auf der zwischen Breuschwickersheim und Kolbsheim liegenden Anhöhe auf, und so sehr in der Nähe der Straßburger, daß beide Theile, wie die Chronik berichtet, sich sprechen konnten. Doch ein zwischen ihnen hinfließendes ziemlich tiefes Wasser, das besonders Schwergewappneten nicht leicht den Uebergang gestattete, verhinderte das Zusammentreffen, welches wohl zu Gunsten des Bischofs ausgefallen wäre, wegen der weit größeren Zahl seiner Kämpen. Als das bischöfliche Heer unbeweglich stehen blieb, bewerkstelligten die Straßburger, nicht ohne mancherlei Besorgniß, den Rückzug nach der Stadt. Von denen, die sich so leichtsinnig und unmäßig betrunken hatten, blieben ungefähr zwanzig im Dorfe liegen, ohne dem Aufruf zum Heimzug Gehör zu geben. Als nun die Feinde herbeikamen, brachten ihnen die Unglücklichen mit freundlichem Gruß und fallender Zunge Bescheid; aber jene fielen über sie her, hieben ihnen Arme und Füße ab, und schlugen sie dann vollends todt! Auf dem Rückwege nach der Stadt senkten und brannten die Bürger in Breuschwickersheim, Achenheim, Schöffolsheim und Wolfisheim; die Habsburger und ihre Freunde aber zogen hierauf nach Haus zurück.

Dieser verfehlte Auszug und sein nicht glänzender Erfolg bilden eine Schattenseite des Kriegerruhms der sonst immer so glücklichsten Reichsstädter; heutzutage würde man's eine Schlappe heißen. Wollte der Bote nicht der Wahrheit gemäß und treu nach der vaterländischen Geschichte erzählen, so hätte er dieses so traurigen und ruhmlos endenden Streifzugs nach Breuschwidersheim gar nicht erwähnt. Was jetzt noch zu berichten übrig bleibt von der langen und blutigen Fehde zwischen dem Bischof und der Reichsstadt, das klingt rühmlicher und ehrenvoller, denn es wird nun gleich die Rede sein von der entscheidenden Schlacht in der heute so freundlichen und fruchtbaren Ebene zwischen Straßburg und den drei Hausbergen, welche stattfand, nachdem das Kriegsfeuer lange noch fortgebrannt auf beiden Seiten des Rheins, von Brisach bis hinunter nach Seltz. Wir lassen nun dem bewährten vaterländischen Geschichtschreiber Adam Walther Strobel das Wort; der erzählt uns, auf meisterhafte Weise, was folgte:

Da kam unerwartet der Tag der blutigen Entscheidung, der dem langen Hader ein Ziel stecken sollte. Es war am 8. März des Jahres 1262, als um Mittagzeit die Straßburger, Reiter und Fußvolk, auszogen, um den hohen und festen Thurm der Kirche in Mundolsheim zu brechen; hätte nämlich der Bischof denselben mit Besatzung versehen, so wäre er zugleich Meister der großen Straße geworden, die von Hagenau, Brumath, Hochfelden und Zabern nach Straßburg führte, und jeder Verkehr jener Orte mit dieser Stadt wäre dadurch unmöglich geworden. Die Steinmetzen und andre Werkleute, die mit der Mannschaft aus der Stadt gezogen waren, machten sich freisch an das Werk und trugen den Thurm ab. Unterdessen hatte der Bischof erfahren was vor-gehe; schon hatte er eine Anzahl Kriegseleute bei sich; überdies ließ er in Molsheim Sturm läuten, und als in der Nähe und Ferne die Glocken erschallten, sammelten sich bald seine Schaaren um ihn, so daß er ungefähr dreihundert schwerbewaffnete Ritter auf Streitrossen und fünftausend Mann zu Fuß zählte. So zog er von Dackstein gegen die Stadt zu, voll Begierde, mit den Straßburgern handgemeng zu werden; denn, daß er den Sieg davontragen werde, war er zum Voraus überzeugt. Er sah ein, daß auf eine andre Weise der Streit nicht könnte entschieden werden; es reute ihn daher, daß er bei Breuschwidersheim nicht angegriffen hatte. Als nun die mit der Abtragung des Kirchthurms in Mundolsheim beschäftigten Bürger des Bischofs Anzug erfahren hatten, schickten sie sogleich Boten ab (natürlich

keine Hinkenben), die in die Stadt eilten, und in allen Straßen mit lauter Stimme die Nachricht ankündigten, daß der Feind sich dem Dorfe nahe, um die Straßburger anzugreifen. Da dröhnte Sturmgeläute von allen Kirchthürmen herab: wer Waffen führen konnte, erhob sich, griff zum Schwerte, und eilte dem Kampfplatze zu. Unterdessen hatten die, welche den Thurm gebrochen, das Dorf verlassen, und bei der zerstörten Wiste Haldenburg den Hügel erstiegen. Hier stellten sie sich auf mit aufgerichteten Feldzeichen und sahen die Menge der Ihrigen, die aus der Stadt zu ihrem Beistande herbeikam. Dann zogen sie den Hügel entlang gegen Oberhausbergen zu, und als die aus der Stadt sich immer mehr näherten, verließen sie denselben, um durch das Dorf zu ziehen. Weil sie aber hier keinen ordentlichen Weg fanden, kehrten sie ihre Schlachordnung um, und, die Feldzeichen der Stadt zuwendend, suchten sie einen andern Weg, um an den Bischof zu kommen. Ein Graben mit einem Wall, der außerhalb des Dorfes sich befand, und über den die Pferde nicht setzen konnten, nöthigte sie, sich der Stadt zuzuwenden, so wie sie es zuvor bei Breuschwidersheim gemacht hatten. Der Bischof hatte sich unterdessen auf den Hügel postirt, in der Nähe eines Hofes der den Namen seines Besitzers „Stubenweg“ trug. Als er und die Seinigen die letztere Bewegung bemerkten, welche die Straßburger gegen der Stadt hin machten, glaubten sie, sie wollten sich zum Rückzuge anschicken, und Alle schriehen einmüthig: „Sie fliehen! sie fliehen!“ Nun kam der Bischof mit seiner Reiterei den Hügel herab, noch ehe sein Fußvolk zu ihm gestoßen war, und schon versprach er, nach der Sitte der damaligen Anführer, den Seinigen zum Voraus manchfaltige und große Belohnung. Die Bürger aber, als sie die genannte Verschanzung umgangen hatten, wandten sich gegen den Bischof, und als sie sich ihm bis auf eine Ackerlänge genähert hatten, ordneten sie ihre Schaaren, und sprachen sich gegenseitig Muth zu. An die Fußgänger insonderheit richteten sie die ermunternden Worte: „Kämpfet heute mit tapferem Muth und ohne Furcht, allein für die Ehre der Stadt und für unsre Freiheit, damit sie fortbestehe und auf Kinder und Enkel sich forterben könne!“ Mittlerweile waren die aus der Stadt, unter Anführung des Ritters Nikolaus Zorn, herbeigekommen, und wurden von ihren Mitbürgern mit großer Freude empfangen. Herzlich grüßte Herr Reinhold Liebenzeller den genannten Hauptmann und sprach: „Seid willkommen, mein allerliebster Herr Zorn; noch nie fühlte ich ein solches Verlangen Euch zu sehen!“

Nun aber wurden bei den Bürgern Anstalten getroffen, um den Kampf mit Ordnung und Nachdruck bestehen zu können. Den Fußgängern wurden zwei Anführer gegeben, und zugleich befohlen, beiden genau Gehorsam zu leisten, was sie auch sämmtlich versprochen. Die Schützen wurden von allen Andern getrennt, und ihnen der Befehl ertheilt, an dem Treffen selbst keinen Antheil zu nehmen; dagegen wurden sie den Fußgängern entgegengesetzt, die zu des Bischofs Heer gehörten, und die sie durch ihr Geschöß abhalten sollten, näher zu kommen. Auch sollte nur die Hälfte von ihnen, hundertfünfzig an der Zahl, schießen, während die andre Hälfte ihre Armbrusten ruhen lassen, und sie so mit einander abwechseln sollten.

Auch der Bischof ordnete seine Schlachtreihen. Zwar riethen ihm einige des Krieges besonders kundige Männer von seinem Vorsatze, sich mit den ungleich zahlreichern Bürgern einzulassen, für jetzt abzustehen, da er auf diese Weise den Sieg nicht erringen könne. Aber der kampflustige Prälat schalt sie Feiglinge, die, wenn es ihnen gut dünkte, sich zurückziehen könnten. Um ihre Ehre zu retten, wenn schon mit der gewissen Aussicht in den Tod zu gehen, blieben nun diese Männer an ihrem Posten. Als die Schwerter gezogen, und Alles zum Kampfe bereit war, rannte Herr Marx von Schwesheim, ein Ritter, der zu dem strasburgischen Heerhaufen gehörte, zuerst mit gefällter Lanze auf die Feinde los. Ihm begegnete von bischöflicher Seite, in demselben Aufzuge, einer mit Namen Beckelar; der Kampf war hitzig, beide Lanzen zersplitterten, und auf beiden Seiten fielen Mann und Roß zu Boden; auch blieben beide Säule todt auf dem Plage liegen. Dem von Schwesheim kamen die Bürger schnell zu Hülfe, hoben ihn vom Boden auf, und setzten ihn auf ein anderes Pferd. — Beckelar aber fiel in dem Handgemenge; des Bischofs Ritter und Krieger thaten nämlich in demselben Augenblicke einen stürmischen Angriff, und es erhob sich von beiden Seiten ein tapferer Kampf. Nun aber umgaben die Fußgänger der Stadt, einer Wolke gleich, die streitenden Haufen, und, nach der Weisung des alten Liebenzellers, tödteten sie die Schlachtsäule der feindlichen Streiter, so viel sie deren erkannten. Die schwer bewaffneten Männer sanken zu Boden und wurden dadurch unfähig zum Kampfe. Auch fanden ihrer nicht wenige den Tod, und ihre Schlachtordnung war bald gänzlich getrennt, sowie ihre Niederlage vollkommen. Muthig hatte Bischof Walthar in dem Zusammentreffen sich erwiesen, gleich einem tapfern Ritter. Zwei Pferde waren unter ihm getödtet worden; auf dem dritten, als

er seine Sache verloren sah, nahm er die Flucht, von zwei Rittern, Burkhard Murnhart und Wolfhelm Meyenrhy, begleitet. Als die Reiter aus der Stadt bies inne wurden, setzten sie ihn nach, um ihn zu fangen, vermochten aber nicht seiner habhaft zu werden.

Die auf der Wahlstatt liegenden Körper wurden ganz entkleidet; es waren ihrer gegen siebenzig, sämmtlich aus edeln Geschlechtern: Hermann von Geroldsbeck, des Bischofs Bruder, sein Oheim, der Herr von Tiersberg, drei Ritter aus dem Geschlechte der Waffeler, der Vater und zwei Söhne, drei Brüder von Ederich, drei Schöline von Enshheim, zwei Urselin von Fürdenheim, Veger, Burggraf; Johannes von Werb, Johannes von Hüneheim und viele andere, ohne den Troß. Sechshundsebenzig Edle, die in Gefangenschaft gerathen waren, führte man nach der Stadt, mit denselben Seilen gebunden, die sie mitgebracht hatten, um die gefangenen Bürger daran fortzuführen. Es waren Landgraf Siebert von Werb, drei von Landsberg, zwei von Anblau, der Marschall von Hüneburg und andere. Die übrigen hatten sich durch die Flucht gerettet. Von Seiten der Stadt war keiner gefallen; doch mußte ein Fleischer, Namens Peregrin, den die Bischöflichen gefangen mit sich fortgeführt hatten, ein Opfer ihrer Wuth werden. Sie führten ihn wohlbehalten bis Geispolshheim; als sie aber dafselbst hörten, daß mehrere ihrer Fremde gefallen waren, mußte der Metzger gleichsam zur Sühne sein Leben lassen. Mit Ausnahme derer von Dhsenstein, Hohenstein und Girbaben half weder Graf noch Soldner den Bürgern in der Schlacht, deren glücklichen Ausgang diese allein ihrer Tapferkeit verdankten.

Nun zogen die Sieger frohlockend mit ihren Gefangenen in die Stadt; die Todten blieben nackt und bloß auf dem Schlachtfeld liegen, aber in der Nacht wurden sie von ihren Freunden aufgehoben und zur Erde bestattet. Als der Morgen anbrach, zogen die von Straßburg nach Ingolsheim; dort fanden sie die Burg geräumt und zerstörten sie durch Feuer. In dem ganzen Kirchsprenkel war der Schrecken allgemein, und wo die Straßburger sich zeigten, erhielten sie was sie begehrten, ohne Widerstand. Zuletzt zogen sie nach Nordhausen, und nachdem sie dieses Dorf verheert hatten, kehrten sie in die Stadt zurück.

Den folgenden Tag ließ der Bischof die Bürger ersuchen, die Gefangenen mild zu behandeln und insbesondere seinen Bruder, den Herrn Hermann von Geroldsbeck; denn der Bischof glaubte, daß er noch lebe und unter den Gefangenen sei. Aber der unglückliche Mann, als er unter den Todten

aufgehoben wurde, war durch viele und schwere Wunden so entstellt, daß ihn Niemand hatte erkennen können. Zwar war er mit den übrigen Todten von dem Kampfsplatze aufgehoben und zum Begräbniß nach Dorlisheim gebracht worden; allein während die Andern von ihren trauernden Angehörigen auf eine anständige Weise beerdigt wurden, sah man Hermanns Körper für den eines erschlagenen Feindes an, und warf ihn ohne weitere Umstände in eine Grube. Ungeachtet nun die Bürger ihn gerne unter der Zahl der Gefangenen gesehen hätten, so war doch alles ihr Nachfragen nach ihm bei den verhafteten Aeligen umsonst: auch weder innerhalb noch außerhalb der Stadt wollte Jemand etwas von ihm wissen. Da vermutheten sie, er sei irgendwo verborgen, und faßten den Beschluß, daß, welcher Bürger ihn versteckt hielte und es nicht anzeigte, der solle aus der Stadt verwiesen und seines Vermögens auf immer verlustig werden; wer ihn aber ausliefere, erhalte 100 Mark Silber zur Belohnung. Als dieses ohne alle Wirkung blieb, erinnerten sich erst die von der Gegenpartei an den unbekanntem Todten, der zu Dorlisheim in eine Grube geworfen worden war. Man zog ihn nun heraus und bald erkannte man ihn als den Bruder des Bischofs an einer alten Wunde und an einigen andern Kennzeichen; jetzt wurde er auf eine ehrenvolle Weise an diesem Orte begraben.

Auch an der Ausöhnung der streitenden Parteien wurde nun wieder gearbeitet. Den 17. März schloß der Bischof in Gemeinschaft mit dem Abte Berthold von Murbach, den Rittersn Walther und Heinrich von Geroldsee und Ludwig und Heinrich von Lichtenberg, von denen die beiden Letztern das Amt der Bögte von Straßburg bekleideten, mit der Stadt und ihren Bundesgenossen einen Stillstand, der bis zum 23. April dauerte.

Während dieser Zeit war der auf Straßburg und seine Verbündeten gelegte Bann aufgehoben. Auch gestand der Bischof den Allirten das Recht zu, während dieser Frist jede Ausfuhr an Getreide zu verbieten und in ihren Städten allgemeine Maßregeln zu treffen, so wie sie dieselben für nöthig fänden. Im ganzen Lande sollte Jeber in Frieden seinen Geschäften nachgehen können. Das Getreide, welches die Straßburger auf ihren Gütern noch fänden, könnten sie nach Gefallen benutzen. Auch auf den fließenden Wassern sollte Niemanden der Verkehr verweigert werden. Kaufleute sollten ungestört ihrem Handel obliegen können. Den 6. Mai versprach der Bischof, ein Haus in Nordheim, das einem der Stiftsherren, von Wartimberg genannt, zugehörte, nicht weiter zu besetzen und auch die Straßburger sowie

ihre Verbündeten nicht weiter aus demselbigen zu beschäbigen.

Es konnte jedoch immer noch kein gänzlicher Vergleich zu Stande kommen, so sehr auch einige Geistliche und sonst zuverlässige Männer sich darum bemühten. Nun legte der Bischof auf's Neue den Bann auf die Kirchen in Straßburg und der alle Zustand der Dinge trat wieder ein. Die gefangenen Edelente lagen auf dem Dormenter (so hieß man den Ort, wo sich die Schlaszimmer der Domherren befanden) und den das Münster umgebenden Baulichkeiten, woselbst sie mit großer Sorgfalt bewacht wurden. Der Bischof hielt sich indessen ganz stille, machte keine Miene zum Widerstand gegen die Stadt und verließ seine Burg in Dachstein nicht. Unterdessen machten von den auswärtigen Edeln, wer es nur immer thun konnte, mit Straßburg Frieden. Auch kamen wieder aus den umliegenden Dorfschaften Landleute nach der Stadt, um ihre Waaren abzugeben und ihren Bedarf einzulaufen. Vaterländische Geschichte des Elsasses, von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit, nach Quellen bearbeitet von Adam Walther Strobel, Professor am Gymnasium in Straßburg, 1842. — Band II S. 22 ff.)

Mit dem, was jetzt noch zu erzählen übrig bleibt, will's der Bote so kurz wie möglich machen, denn sonst würde „Bischof und Reichsstadt“ fast den halben Kalender ausfüllen, und es ist drum in diesem Falle gerathen, die alte Mahnung zu beherzigen: Man muß des Guten nicht zu viel thun!

Im Monat Juli 1262 kam des Bischofs Vater in die Nähe des Klosters zu St. Arbogast, den heutigen „Grünen Berg“, an der Ill gelegen, wohin auch die Abgeordneten der übrigen Theilnehmer am Kriege sich begaben, und es wurde daselbst eine friedliche Uebereinkunft getroffen, welche Bischof Walther späterhin guthieß. Kraft derselben blieb Graf Rudolph von Habsburg Bogt des oberen Mundats; er wurde ferner ermächtigt, ungestört an dem Schloß Ortenberg fortzubauen und den Straßburgern Hülfe zu leisten. Die Gefangenen sollten dem Bischof zurückgegeben werden, doch mußte er vergüten, was sie verzehrt hatten, und endlich hätte der Prälat dem Habsburger und seinen Bettern eine Entschädigung von siebenhundert Mark Silbers zu geben. Die Reichsstadt Straßburg sollte ihre Freiheiten behalten, wie solche zu Bischof Bertholds Zeiten gewesen; alle Sprüche gegen sie von Seiten des Papstes oder des Erzbischofs von Mainz sollte Bischof Walther widerrufen machen; auch sollte keine Beste mehr erbaut wer-

den dürfen auf eine Meile weit von der Stadt.

Dies wäre Alles ganz schön und gut gewesen, aber der Vertrag wurde nicht vollzogen, war nicht entscheidend. Noch immer ging der Krieg seinen alten blutigen Gang fort, und noch manche Ortschaft wurde verwüstet und niedergebrannt diesseits und jenseits des Rheinstroms! —

Wenn es ihn nicht zu weit führte, so würde der Bote noch umständlich von einem gar schlaun ausgedachten Fluchtversuch erzählen, den die gefangenen Ritter aus der Hausberger Schlacht machten, der aber, durch Walthers eigene Schuld, entbeht und vereitelt wurde, worauf die Weisten, als sie alle sonstige Hoffnung, die Freiheit wieder zu erlangen, verschwinden sahen, sich loskauften und endlich sich verpflichteten, den Bürgern beizustehen gegen den Bischof.

Noch bis zur Fastenzeit des Jahres 1263 dauerte der Krieg mit all' seinem Glend, all' seinen Schrecknissen fort. Am Aschermittwoch starb Walthar von Geroldsbeck, wie es heißt, aus Gram über die Unfälle, welche ihn getroffen hatten. In Dorlishheim, neben dem Grab seines in der Schlacht gefallenen Bruders Hermann, fand er seine letzte Ruhestätte! Ihm folgte auf dem bischöflichen Stuhl sein milbgesinnter, friedliebender Verwandter Heinrich von Geroldsbeck am Wasgau, von dem bereits zu Anfang dieser Erzählung die Rede gewesen, und nun kehrten wieder Ruhe und holder Frieden ein im ganzen Lande.

Jetzt noch etwas, das nicht vergessen werden darf. Zum Zeichen des Dankes und ehrenvoller Anerkennung ließ der Straßburger Magistrat den vier muthigen Bürgern und Hauptleuten Reinbold Liebenzeller, Nikolaus Zorn, Hugo Kuchenmeister und Heinrich Eiche, welche so umsichtig das Kommando führten in der Schlacht von Hausbergen, einem jeden ein steinernes Brustbild an sein Haus setzen. Im Jahre 1794 stand noch eines dieser Steingebilde, die einen König vorstellten, in der, seinetwegen, sogenannten Steinermannsgasse, welche in die Küfergasse ausmündet.

So, nun hätte der Bote wieder einmal etwas aus der alten Elsäffischen Geschichte gebracht; 's ist freilich ziemlich lang geworden, allein zum bessern Verständniß konnte die Arbeit nicht wohl kürzer gefaßt werden. Sollten die lieben Kalenderleser Freude daran haben, so gedenkt er über's Jahr, versteht sich, so Gott will und wir leben, abermals in der Chronik nachzuforschen und wieder eines oder das andere aus der Vergangenheit unseres theuerwerthen Heimathlandes und von unsern wackern Vorfahren zu erzählen.

Walbtäubchen.

Walbtäubchen girt im Bauer,
An heißer Giebelwand,
Und schmachtet voller Trauer
Im Mittagsonnenbrand.

Der Knabe, der es neulich
Im grünen Wald sich fing,
Besorgte sonst es treulich,
So oft er fort nur ging.

Walbtäubchen ward vergessen
Zum allerersten Mal,
Als Mähdern er das Essen
Gebracht ins Wiefenthal.

Walbtäubchen senkt das Köpfchen —
Der Wassernapf ist leer
Bis auf das letzte Tröpfchen,
Kein Schatten ringsumher.

Ist Niemand in der Nähe?
Ist gar kein Mensch denn hier,
Daß er voll Mitleid sähe
Nach diesem armen Thier?

Walbtäubchen liegt im Bauer,
Verschmachtet, Abends, todt —
Der Knabe weint voll Trauer
Sich lang die Augen roth.

E. S.

Ein Hauptfehler.

Ein sonst recht wackerer und tüchtiger Gerbermeister im Unterland hatte, seines etwas schüchternen Charakters wegen, es noch nicht dahin bringen können, eine Hausfrau heimzuführen, obgleich er schon seit etlichen Jahren große Lust dazu empfand; immer verhinderte ihn seine Schüchternheit, auch die Furcht, einen Storb zu bekommen, am Anfragen. Er entschloß sich endlich zu einem Hochzeitmahl seine Zuflucht zu nehmen und sagte d'rum zum Zbig: „Hör einmal, ich will dir einen Auftrag geben, wie du schon so viele gut besorgt hast: Verschaffe mir auch eine Frau, aber sie muß schön sein und reich und brav; ich werde dir's gut lohnen.“ Vierzehn Tage gehen vorüber, während welcher der Zbig fleißig gekundschaftet; da begegnet ihm der heirathslustige Gerber auf der Straße und frägt; „Nun, hast du eine Frau nach meinem Sinn für mich gefunden?“ und des Schmußers Antwort lautet: „Ja, und die ist wie du sie wünschst, schön, reich und brav, hat aber doch einen Fehler, dazu einen Hauptfehler, leider, sonst wäre sie ganz recht und du könntest Hochzeit machen.“ „Welchen Fehler?“ forschet ziemlich kleinlaut der Gerber, und der Zbig sagt: „Sie will dich nicht!“

Die heirathslustige Jungfrau.

(In Straßburger Mundart.)

Hei jo pos Döusig! Ich's denn wo hr?
Soll's hinter d'Jumfer gehn?
M'r nemme nur e-n-Einz'gi vor
Un d'andre loon m'r siehn.
Sie wurd so vierzig Jähre han,
Ich ganz veresse-n-uff e Mann;
Denn, wajer, ohne Mann ze lewe,
W'ragt in 're Jede nit,
Un d'Meiste nooch 'm Echlüed strewe,
Bringt's oft au Dorne mit.

Also, e-n-alti Jumfer wär
D'r Grund un Geisstand,
Heist Mamjell Ur schel so ung Jähr,
In Stroosburg wohl bekamt.
Het artli Müenz, ihr Knie ich guet,
Bis uff e kleini Männerwueht;
Ihr ganzes Dichte-n-un ihr Traachte
Ich nur uff d'Ch gericht';
Worum denn sieht sie sich verachte?
Sie het e kurzes G'sicht!

E kurzes G'sicht? Rächt arri kurz,
Sie sieht au nit e Stuch!
Ich's wo hr? Pos Mode! ja do wurd's
Eim fast gar üewnel gleich!
E jeder Freijer, wo diß höert,
Bekummt Respekt, macht: Rächts umg'lehrt!
E halwi Blindi heimjesühre,
Kofcht halt Bedentes doch;
Däet Krutt un Näs eim z'jammerühre
Un ander Saches noch!...

E frischer Freijer meld't sich jeh;
Myn Ur schel denkt uff List,
Spannt wie e Kerschpinn uff ihr Netz
Un het sich flott gerüest.
Dnoh weicht sie d'Magd in's G'heimniß yn,
In ihre Plan so schlimm un fyn;
Die het in's Zimmer, uff de Bodde,
E Güessel hingelait....
Guet so! Wenn's dißmool nit will hotte,
Geh't's nimm in Ewigkeit! —

Mit Krachfüß tritt d'r Freijersmann
Jeh zimperli ern;
Gar fründli schaut ne d'Ur schel an
In stiller Liewesyn!
Sie stellt 'm flint e Sessel hin:
"Do sitze Sie, myn Herr, ich bin
Ihr Dienere-n-in alle Stüede!"
"Mamjell, e grozi Ehr
Ich diß; Sie wödle mich beglücke!
Wenn i doch nur nit stöer?"

"O ganz un gar nit! — Trinke Sie
Pyllicht e Gläsel Wyn?
Geh, Lissel, allärt, dummel di,
Sol's Krüejel, 's wyß, ern!...
Furt, Rätel! G'sich! in d'Küechen muß!

Dohim ich nit! Fang dort e Muus!
Furt! G'sich! — Myn Herr, jeh Blaz genumme,
Wie d'heim by Junne grad;
Von Herze sinn Sie m'r willtumme,
I g'sieh 's ne, in d'r That!"...

D'r Herr nimmt Blaz; sie rutticht zuem Tisch,
Un 's G'spräch kommt in de Gang;
Sie sprooch von d'r Lewwer frisch,
D'Zyt wurd ne gar nit lang.
Im Herre d'Ur schel zimmi g'falt;
Nurr 's kurzi G'sicht, diß söercht't'r halt. —
Still! d'Magd bringt Glässer jeh un's Krüejel,
D'Mamjell schentt sittli yn:
"Versueche Sie diß fochber Brueijel;
Es ich noch Eljer-Wyn."

"He, Lissel, Lueij, dort leit e Guff!
I mueß doch Alles sehn!
Geh anne gleich un hebb sie uff,
De kaunich doch Nacht nit genn!" —
"Pos Nord!" denkt unjer Freijersmann,
"Wenn d'Ur schel 's Güessel jehne kann,
Ze müesse d'Zyt gewalti lieije!
Die sieht jo kerneguet!
Jeh will ich ernstli mich bemüehje;
Wie sie so fründli duet!"...

Fast wurd d'r Handel richti schunn;
Sie lennt sich nimm vor Frad!
Do rutticht e fustri Wolk vor d'Sunn
Un bringt viel Herzeleid!
In 's Krüejel bentt halt d'Ur schel nimm,
Hört jeh uff einsmools 's Rätels Stimm,
Diß still ern in d'Sub ich g'schliche:
"Witt, Deifelsvieh, e Battich?
Kuß, Raß, witt d'nunterstriche!"
Un 's Krüejel kriegt e Battich!

Do rumpelt uff de Bodde naa
Die Raß von Vorzeln,
Un bricht — o wott e-n-Unglücksdaa!
Jeh schlau d'r Guckel dryn!
Wie üewnel ich myn Ur schel dran,
Ihr Kägel bringt sie um e Mann,
Diß Deifelsvieh!... O wott e Schrecke!
D'r Herr ich nit so dumm!
Er mueß jo gleich de Broote schmede —
Abdiee, 's geht hoot ern!

Kampf mit einem Leoparden.

Aus der Erzählung eines englischen Offiziers.

(Mit einer Abbildung.)

In südlichen Afrika hatte ich die Jagd stark betrieben und ziemlich viel Erfahrung gewonnen in der Erlegung der dort einheimischen Thiere, als die Begebenheit sich zutrug, die ich hier, der Wahrheit getreu, erzählen will.

Am ersten Tage des Jahres 1857 setzte ich über den großen Orangerfluß und begab mich nach Colesburg, woselbst ich mich aufhielt bis zum

Märzmonat und dann, in Begleitung meines Freundes Charles Manley, eines tüchtigen Jägers und eines der gutherzigsten, liebenswürdigsten und schönsten Vurschen, die mir jemals vorgekommen sind, weiter zog. Der arme Kerl sieht jetzt leider nicht mehr so gut aus als früher.

Nachdem wir Colesburg verlassen hatten, brachten wir mehrere Wochen mit der Jagd auf Elephanten, Flußpferde, Nashorne, Löwen und andere wilde Thiere sehr angenehm zu. Gerade trafen wir unsere Vorbereitungen zur Rückkehr, als ich von einem rheumatischen Fieber ergriffen wurde, das mich für mehrere Tage an's Krankenzimmer fesselte. Leider muß ich bekennen, daß ich meine Krankheit nicht mit Hiobsgeduld ertrag, denn, abgesehen von den heftigen Schmerzen, die ich zu erdulden hatte, ließ mir der Gedanke, daß ich, einem wilden Thiere gleich, in einem Käfig eingesperrt und zur Unthätigkeit verurtheilt war, Tag und Nacht keine Ruhe.

Als ich endlich wieder im Stande war, aufzustehen und in meinem Zelte herumzuhinken, überredete mich mein Freund Manley, der mir ein liebevoller Krankenpfleger gewesen, daß ich ihm gestatten möge, mich verlassen zu dürfen, um seiner gewohnten und geliebten Jagdbeschäftigung nachzugehen.

„Nimm dich in Acht, Kapitän“, sagte er scherzend, „daß du, wenn in deiner Nähe ein Hund bellt oder eine Flinte knarrt, nicht etwa glaubst, du müßtest auch die Nase drein stecken.“

„Gut, mein Freund,“ entgegnete ich, „da du meine Leidenschaft für die Jagd kennst, so erspare mir auch die Qual, in meiner Nähe die Hunde bellen und Flinten knallen zu lassen.“

Als Freund Manley am folgenden Morgen, in Begleitung eines Engländers, Maxwell genannt, und einer Anzahl Eingeborener ausgezogen war, um am Ufer des benachbarten Flusses Seefische zu jagen, kam ich mir, bei dem herrlichen Sonnenschein, wie ein Gefangener vor. Um mir die Langeweile und den Ärger zu vertreiben, stöberte ich in meiner kleinen Bücherammlung herum und war eben daran, mir einzureiben, daß das Lesen eine weit würdigere Beschäftigung sei, als durch Dick und Dünn, durch Busch und Dorn einem wilden, gefährlichen Thiere nachzustreifen, als einer der Eingeborenen mit der Meldung in mein Zelt stürzte, daß die Jagdgesellschaft auf einen ungeheuren Leopard gestoßen sei und ein Paar von meinen Hunden nöthig habe.

Ziemlich unwirsch ob der Rücksichtslosigkeit, mit welcher meine gezwungene Enthaltbarkeit von den Freunden der Jagd auf die Probe gestellt wurde, wollte ich eben einen satten Fluch

ausstoßen und dem schwarzen Boten das Buch an den Kopf werfen, als ich mich doch eines Besseren besann und ihm den Befehl gab, die verlangten Hunde zu nehmen.

Der Nezer grinste ganz vergnügt, ließ ein Paar der ungeduldigsten Jagdhunde von der Kette los und eilte mit ihnen raschen Laufs davon. Ich war gerade im Begriff, mich wieder in mein Buch zu vertiefen, als sich mehrere Flintenschüsse, kurzes zorniges Gebell und menschliche Rufe vernehmen ließen.

Dies war mehr als ich ertragen konnte. Die Lust zum Jagen hatte augenblicklich alle meine guten Vorsätze überwältigt, und, mein Gewehr ergreifend, machte ich mich auf den Weg nach dem Schauplatz des Kampfes, was aber keine leichte Sache für mich war, denn jeder Schritt, den ich that, erregte in mir das Gefühl eines Gefolterten, so oft eine neue Schraube des Marterinstruments angezogen wird.

Zum Glück hatte ich nicht allzu weit zu gehen, denn die ganze Gesellschaft befand sich nur einen Steinwurf weit von unserm Lager entfernt und war, als ich aus dem Zelte trat, nur durch einen kleinen Hügel meinen Blicken entzogen. Als ich die Spitze desselben erreicht hatte, was schneller geschah, als ich für möglich gehalten, gewann ich sofort einen vollständigen Ueberblick über den ganzen Jagdauftritt.

Der Leopard, eines der größten Thiere seiner Gattung, lauerte auf einer offenen Erhöhung, welche zwischen dem Flusse und dem Fuße des Hügels sich hinzog. In seiner Nähe lagen meine beiden Hunde todt ausgestreckt, ein Anblick, der just nicht dazu beitrug, mich in bessere Laune zu versetzen. Der Leopard selbst war schwer verwundet und jetzt abwechselnd damit beschäftigt, das aus seiner Flanke fließende Blut wegzulecken und ein drohendes Knurren auszustößen gegen seine Feinde. Nicht weit davon entfernt, dem Flusse zu, stand mein Freund Manley, wie immer gefaßt und kaltblütig, gerade damit beschäftigt, die Kugel in den Flintenlauf zu stoßen. Neben ihm befand sich Maxwell, sein Doppelgewehr auf das Thier richtend und zitternd wie Espenlaub, denn er war noch Anfänger im gefährlichen Waidwerk. Die Eingeborenen, welche am Flußufer in einem Haufen beisammenstanden, verriethen durch das Zittern ihrer Glieder und ihre verstärkten ängstlichen Mienen, daß sie die Absicht hegten, bei der ersten drohenden Bewegung des wüthenden Thieres in's Wasser zu springen.

Mit einem einzigen Blicke überjah ich, was da vorgegangen war. Der Leopard hatte anfangs das Weiße gesucht, und als ihn die Hunde gestellt,



Kampf mit einem Boobyard.

hatte ihm Manley den Inhalt seiner beiden Büchsenläufe in die Seite gesagt; dann hatten sich die Hunde auf ihn gestürzt und zuerst seine Rache empfunden, während der prahlerische und doch hasenfüßige Maxwell nicht zu schießen sich getraute. Das von mir vernommene Geschrei hatten die Neger ausgestoßen, welche, mit den Speeren in den zitternden Händen, sich so weit als möglich vom Schauplatz des Kampfes ferne hielten. Der riesige Leopard selbst, geschwächt durch die erhaltenen Wunden, hatte sich niedergekauert, um die Bewegungen seiner Angreifer zu beobachten.

Da konnte kein Zweifel obwalten; wenn der nächste Schuß sich nicht als tödtlich erwies, so wird das verwundete Thier einen wüthenden Angriff auf den Schützen machen! Ueberzeugt wie ich war, daß Maxwell, der ängstlich Zitternde und aller Fassung veraubte, eher mich als den Leoparden treffen würde, rief ich ihm zu, so laut ich konnte: „Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie schießen, die Bestie ist gefährlich!“

„D, ich — ich — fürchtet mich nicht,“ stammelte der Hasenfuß, sein bleiches Gesicht mir zusehend, das seine Worte Lügen strafte.

„Nein, nein, er fürchtet sich nicht, wie Jeder sehen kann!“ lachte der muthige Manley spottend, während er den Labstock aus dem einen Laufe zog und in den anderen niederstieß, und rief mir die Worte zu: „Wart! ein wenig, Kapitän, bis ich diese zweite Kugel drinn habe, und ich will dem Musje Leoparden einen Merks geben, daß ihm das Aufstehen und Fortspringen auf immer vergehen soll!“

„Ziele gut, Charles,“ rief ich warnend, „oder der Kerl wird dir im nächsten Augenblick am Kragen sein!“ Und gegen Maxwell mich wendend sagte ich: „Herr Maxwell, wollen Sie wohl, da Sie nicht zu schießen gebenken, so gütig sein, ihr Gewehr in Ruhe zu setzen, weil es sonst von selber losgehen könnte?“

Kaum waren diese mahnenden Worte gesprochen, als die beiden Läufe von Maxwells Flinte wirklich losgingen und der Leopard, ohne getroffen worden zu sein, in wilden Sätzen und mit wüthendem Gebrüll vorwärts sprang. Schnell wie der Blitz hatte mein unerschrockener Freund Manley sein Gewehr, mit dessen Ladung er eben fertig war, an der Schulter, zielte und schoß einen Lauf ab. Obgleich aber der Schuß traf, so vermochte er doch des reisenden Thieres Wuth und Schnelligkeit nicht zu hemmen, denn im nächsten Augenblicke war der arme Freund von dem Ungethüm niedergeworfen, das jetzt mit scharfen Krallen und Zähnen sein Gesicht, seinen Hals

und seine Brust auf schreckliche Weise zu zerfleischen begann.

In der Besorgniß, ich möchte gerade so gut den armen Manley als die Bestie treffen, wenn ich da, wo ich stand schießen wollte, eilte ich, so schnell mein kränklicher Körper es erlaubte, den Hügel hinunter, während fast jeder Schritt einen Schmerzensschrei mir auspreßte. Auf halbem Wege war ich genöthigt, Halt zu machen, indefs auch der Leopard, durch mein Geschrei aufmerksam gemacht, innehielt in seiner grausamen Beschäftigung, den Kopf umdrehte und knurrend die Zähne mir zeigte.

„Um Gotteswillen, Kapitän, schieße!“ rief mein Freund in einem Tone mir zu, der mir durch Mark und Bein drang.

„Ich fürchte nur, dich selbst zu treffen, armer Charles!“ klagte ich, „denn das wilde Gethier bedt dich derart ganz zu, daß du die Kugel erhalten mußt, wenn sie durch seinen Körper fährt!“

„Schieße in Gottes Namen!“ ermutigte der Bedrohte mit schwacher Stimme; „wir wollen das Uebrige dem Helfer in aller Noth anheimstellen!“

Ich erhob, so rasch ich konnte, mein Gewehr, während der wüthende Leopard noch immer seine funkelnden, durchdringenden Blicke auf mich gerichtet hielt und sein drohendes Knurren vernehmen ließ. Durch diese Wendung des Kopfes erhielt ich Gelegenheit zwischen die Augen zu zielen. Ich drückte los, aber noch ehe der Rauch sich verzogen hatte und ich sehen konnte, wie der Schuß ausgefallen, erhielt ich einen mächtigen Schlag wider die Brust, der mich rückwärts niederstreckte und mir solche Schmerzen verursachte, daß ich die Besinnung verlor.

Als ich wieder zu mir kam, kniete Freund Charles Manley, das Gesicht und die Brust mit Blut überdeckt, an meiner Seite und rieb mir die Hände und Schläfe.

„Gott sei Dank, theurer Kapitän, du lebst!“ rief er freudig aus mit thränenden Augen.

„Und du, bester Freund?“ erwiderte ich fragend, indem ich mich alles Dessen erinnerte, was vorgefallen war.

„Ich befinde mich ganz gut,“ lautete die tröstliche Antwort; „bin nur etwas zerkratzt und zerzaust, was aber kaum der Rede werth ist!“

„Aber man wird dich jetzt nie mehr einen schönen schmucken Mann nennen,“ meinte ich mit einem kleinen Anflug von Scherz; und setzte hinzu: „Doch wie stehts um den Leoparden, Charles; was ist aus ihm geworden?“

„Dort liegt das verwünschte Nas,“ berichtete

Manley, indem er meinen Kopf sanft emporhob und das gefleckte Thier mir zeigte, welches, einige Schritte entfernt, todt hingestreckt lag, und fügte dann bei: „Du hast den Vurschen akkurat durch das Hirn geschossen; bevor er aber verendete, sprang er wuthentbrannt gegen dich und hatte noch hinlänglich Kraft, dich umzuwerfen, und als du rücklings hinstürztest, fiel auch er todt nieder.“

So kamen wir Beide mit dem Leben davon; ich aber litt noch während mehrerer Tage an einem neuen heftigen Anfalle meiner vorigen Krankheit. Manley's Wunden hingegen waren bald geheilt und es dauerte nicht lange, so konnte er wieder auf die Jagd gehen, allein seine frühere Schönheit erlangte der arg Zerkratzte und Zerfleischte niemals wieder; sein sonst so schönes, regelmähiges Gesicht blieb von Schrammen durchfurcht.

Was den feigen Maxwell anlangt, so hatte er sich, noch während des blutigen Kampfes mit dem Unthier, über den Fluß davongemacht und ist mir seitdem nicht mehr vor die Augen gekommen.

Ein Besuch im Kadettenhaus.

Maria Theresia, die hochgesinnte, heldenmüthige Kaiserin von Oesterreich, welche den siebenjährigen, Anno 1763 zu Ende gegangenen Krieg mit dem tapfern Preußenkönig Friedrich II geführt hatte, besuchte einst das Kadettenhaus, die Militärschule, ihrer Hauptstadt Wien. In dieser Kriegsschule wurden Söhne adeliger Offiziere, auch Knaben aus andern Ständen, zu künftigen Vorgesetzten im Heere herangebildet und in den zur Kriegskunst erforderlichen Kenntnissen unterrichtet. Angelegentlich erkundigte sich die Kaiserin bei dem Vorsteher der Anstalt, mit welchem der seiner Leitung anvertrauten jungen Leute er am besten zufrieden sei, und die befriedigende Antwort lautete: „Eure Majestät, ich kann über Keinen Klage führen; Jeder trägt sich so, daß man nur gute Erwartungen von ihm hegen kann. Doch, sollte ich vorzugsweise Einen nennen, so muß ich offenerzig sagen, daß Bukassowich, der Sohn eines alten Offiziers aus dem fernen, am Adriatischen Meere gelegenen Dalmatien, der ausgezeichnetste ist.“ Solches bezeugten auch die andern Lehrer der Kriegsschule, und besonders der Fechtmeister versicherte, daß dieser brave, muthige Kadett im Fechten seinen Mann suche.

„Bravo! das freut mich von dem jungen Dalmatier!“ rief die kaiserliche Besucherin. „Den

wünsche ich sechten zu sehen; er möge aus den Reihen hervortreten!“

Bescheiden und schüchtern trat der junge Bukassowich vor, verneigte sich ehrerbietig vor der hohen Frau, und das ungefährliche, blutlose Fechten mit stumpfen Waffen begann. Der eben noch so befangene Dalmatier wurde nun ein ganz anderer, von kriegerischem Geiste beseelter Mensch. Er faßte feste Stellung, nahm mit mehreren der geübtesten Mischüler einige lebhaft und feurige Gänge vor und war jedesmal Sieger. Bescheiden trat er wieder in's Glied zurück und fühlte sich glücklich, unter den Augen der allgeliebten Monarchin eine Probe seiner Geschicklichkeit abgelegt und sich dadurch derselben empfohlen zu haben. Maria Theresia lächelte dem jungen Sieger Beifall zu und beschenkte den Ueberwachten mit zwölf Dukaten.

Einige Zeit darauf erschien die Kaiserin abermals im Kadettenhaus und erkundigte sich gleich nach dem tapfern Jüngling aus Dalmatien. Er wurde herbeigerufen und erschien zitternd und zagend, senkte den Blick und war in großer Verlegenheit vor der Ehrfurcht gebietenden Herrscherin der österreichischen Lande, die ihn jedoch mit lächelndem Wohlwollen fragte: „Warum so bestürzt, wackerer Fechter? Fürchtet Er vielleicht, daß ich Rechnung von Ihm fordere? Ich weiß ja wohl, die jungen Offiziere können nicht gut haushalten mit dem Gelde. Sind vielleicht die Kadetten auch schon so? Nun, wie hat Er die Dukaten verwandt?“

Jetzt wurde Bukassowich noch verlegener und bestürzter und gab nicht die geringste Antwort. „Wahrheit will ich haben,“ sagte die Kaiserin etwas ernster; „wo hat Er das Geld?“

„Eure Majestät,“ antwortete der junge Mann mit bebender Stimme, „ich habe es meinem Vater geschickt.“ Bei diesen Worten trat ihm eine Thräne in's Auge.

„Wer ist denn Sein Vater?“ forschte die hohe Frau.

„Mein Vater war Lieutenant in Eurer Majestät Diensten; er ist verabschiedet und lebt nun äußerst kümmerlich daheim in Dalmatien. Ich glaubte, von dem gnädigen Geschenk Eurer Majestät keinen bessern Gebrauch machen zu können, als wenn ich meinen armen, alten Vater unterstützte.“

„Braver Junge!“ lobte die Monarchin, und klopfte ihm lächelnd auf die Achsel. „Rasch vorwärts! Nehm' Er Dinte, Feder und Papier und schreib' Er was ich Ihm diktiere.“

Der gute Sohn gehorchte und die Kaiserin diktirte ihm folgende Zeilen in die Feder:

„Lieber Vater!

Den Brief, welchen ich Ihnen hier schreibe, sagt mir die Kaiserin vor. Meine Aufführung, mein Fleiß und, besonders, die kindliche Liebe zu meinem guten Vater, haben der Kaiserin so gut gefallen, daß Sie von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 200 Gulden bekommen werden, und daß ich soeben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten erhalten habe.“ — — —

Freudvoll erhob sich der Kadett von seinem Sitze und beugte das Knie vor der wohlthätigen Herrscherin; Thränen der Rührung und des Dankes perlten in seinen Augen. Er versprach, durch Fleiß und Eifer dieser hohen Gnade sich würdig zu machen und so sich auszubilden, daß er einst der Kaiserin und dem Vaterlande ein treuer und brauchbarer Soldat werden könne.

Bukassowich hat Wort gehalten. Er trat als Offizier in das Heer ein und zeichnete sich durch Kenntnisse, Dienstfeier und Tapferkeit so sehr aus, daß er, von Stufe zu Stufe, bis zum Grad eines Feldmarschall-Lieutenants emporstieg.

Gesundheiten.

(Aus den „Brosamen“ von L. Josephson.)

Siehst du den Herrn dort sitzen mit dem rothen Kragen, der mit Treppen besetzt ist und sein Gesicht ist ebenso roth, und die Nase zumal sieht nicht aus, als ob sie vom Widerschein des rothen Kragens ihren Purpur empfangen hätte, sondern etwa aus der Flasche oder aus dem Fäßlein. Ein ebenso schlimmes Roth, oder ein noch schlimmeres liegt aber auf dem ganzen Antlitz des Mannes, das Roth des Stolzes, der hochmüthigen Verachtung Anderer, Höherer wie Niederer, und des stolzen Selbstgefühles; denn bei dem Festessen, welches heute zu Ehren des landesherrlichen Geburtstages stattfindet, fühlt sich der Herr Kreisdirector auf dem Ehrenplatze so recht in seiner Würde und meint, der Platz komme ihm zu von Gottes und Rechtes wegen, und er sei wirklich der Erste im ganzen Kreise, und es stünde um diesen schlecht ohne ihn.

Zu der Geschichte des Pontius Pilatus aber, wie sie Johannis 19, 13 erzählt wird, der sich auf den Richterstuhl setzte, an der Stätte, die da heißt: Hochpflaster, auf hebräisch aber: Gabbatha, bemerkt ein alter Ausleger: „Wenn das Leben nichts mehr taugt, flüchtet man sich hinter das Amt, den Stand, die Familie, legt den Purpur um, setzt sich auf's Hochpflaster, über das sogenannte Vorurtheil hinweg, nimmt einen höheren Standpunkt und — fällt dann desto tiefer. Die Nichtswürdigsten präbendiren die meiste Würde.“

Item, es geht manchem Kreisdirector wie Pontius Pilatus und die Demüthigung blieb unserm Manne auch nicht aus. Man hatte die üblichen Gesundheiten ausgebracht und waren ihrer so viele, daß man an das Wort vom Vater Abraham a Santa Clara erinnert wurde: nichts sei der Gesundheit so schädlich, als die vielen Gesundheiten.

Dann, als der Wein die Zungen gelöst hatte, und Mancher redete, der sonst nicht öffentlich sich vernehmen ließ, begann ein Festgenosse, und zwar in der besten Meinung, also zu reden: „Meine Damen und Herren, wir haben einen Mann unter uns, oder eigentlich über uns, — hier folgte eine devote Verneigung vor dem Herrn Kreisdirector, die mit einem gnädigen Kopfnicken erwidert wurde, — der ist der beste Mann in unserem ganzen Kreise. Er lebt so still; er macht sich gar nicht bemerklich; man wird nichts von ihm gewahr; er läßt Alles so gerne gehen und geniert Niemanden; wir wissen gar nicht, daß wir einen Kreisdirector haben: darum wollen wir ihn hochleben lassen. Und ein Schelm ist, wer nicht sein ganzes Glas auf ihn austrinkt. Er lebe hoch und abermals hoch und nochmals hoch!“

Und mit sehr gemischten Empfindungen und manchem possirlichen Gesichte und mancher zerbissenen Zunge wurden die Gläser geleert, und nur der Herr Kreisdirector schien Essig im Glase zu haben, trank aber doch aus und setzte sich dann nieder — die Versammlung ward dann sehr stille. —

Item, es geht aber auch oft Manchem in gleicher Weise, der nicht ein Kreisdirector ist, sondern etwa ein ehrfamer Schneidermeister. Man hat diesen guten Leuten oft besonderen Hochmuth anhängen wollen und vermeint, er sei ihnen natürlich, weil sie ohnehin höher im Leben gestellt seien, als andere Leute, und da die Füße hätten, wo Andere die Hände lassen, nämlich auf dem Tische; und weil sie bei jedem Stich ihrer Nadel mit dem Arme wieder in die Höhe führen, käme ihnen ein hoffährtiges Wesen leichter in die Glieder. Es ist gewiß, daß es manche hochmüthige Wesen unter den Schneidern gibt, aber auch manche liebe, demüthige Seele; und der Erzähler kennt, Gott Lob und Dank, der Demüthigen viel mehrere als der Hoffährigen.

Aber er weiß von Einem, der sich nicht einmal gerne Schneider nennen ließ, obgleich er sich reich, sehr reich geschneidert hatte, sondern lieber „Herr Kleidermacher.“ Ja, als er einmal in der Nachbarschaft sich auf einen Ball gewagt und dort mit den ersten Damen flott getanzt hatte, fragte

ihn eine Dame, entzückt über den leichten Tänzer, mit wem sie die Ehre gehabt habe zu tanzen, und erhielt die Antwort: „Ich bin der Modenrath Flink von U.“, und wer dieses liest, weiß nun genug und kennt seinen Mann gleich wieder. Als aber sein einziger Sohn, der Gerichtschreiber, die Tochter eines ehrsamten Gerichtmeisters heirathete, der, ein zweiter Hans Sachs, mit allerlei Leberreimen stets zur Hand war, empfand der Herr Modenrath eine gewisse Verachtung gegen den Mitvater, der in seiner altbürgerlichen Kleidung den Tag mitfeierte, während der Gerichtschreiber nach dem neuesten Pariser Modejournal angethan war, und sein Herr Vater im Frack, seidener Hose, seidenen Strümpfen, Schuhen mit Silberschnallen, Glacehandschuhen prangte und von lauter Parfümerien duftete, wie ein Galanterieladen.

Als die Gesandtheiten getrunken wurden, sprach der Herr Schlächtermeister zu dem Schneider also:

Es lebe Braut und Bräutigam!

Du gabst den Bock und ich das Lamm!

Der Bockvater und der Lammvater stießen dann an, und der Herr Modenrath soll das Anstoßen und den Anstoß durch und durch gefühlt haben.

Unsinn und kein Ende!

Ein gelehrter, an einem Wiener Gymnasium angestellter Professor, woselbst er über verschiedene wissenschaftliche Fächer Vorlesungen zu halten hatte, belustigte sehr oft seine Schüler durch die Zerstreutheit seines Wesens und durch die Gedankenlosigkeit, welche sich in seine Vorträge einschlich und dieselben ganz widerständig machte, weil er, wie man zu sagen pflegt, Kraut und Käs unter einander mengte. Die jungen lebensfrohen Deutschen ergöckten sich gewaltig an des Herrn Professors sinnlosen Brocken, welche regelmäßig aufgeschrieben wurden, um gelegentlich zur Kurzwahl zu dienen. Schließlich gab's eine vollständige Sammlung, die man dem Druck übergab und unter dem Titel: „Blüthen des Unsinn“, veröffentlichte. Nachstehend einige Proben aus diesem schnurrigen Büchlein:

„In der Mathematik gibt es zahllose Lehrlätze, die sich nur von vorne beweisen lassen.“ —

„Tiger, Panther und Leopard unterscheiden sich hauptsächlich durch ihr Fell, welches bei allen dreien gefleckt ist.“ — „In Schottland fängt das Klima erst im Oktober an.“ — „Wenn dieser Beweis richtig wäre, müßten die beiden Hälften einander gleich sein, besonders die eine.“ —

„Der römische Feldherr Hannibal siegte dreimal, oder, um es besser zu sagen, zweimal und

noch einmal, denn das einermal war erst später.“ — Kaiser Karl der Große besiegte die Sachsen so oft, daß sie es zuletzt nicht mehr abwarten konnten.“ — „Dem jungen Konrabin wurde der Kopf abgeschlagen; leider starb er an dieser Verwundung!“ — „Max II. hatte die Hoffnung einst einen Thron auf seinem Haupte zu sehen.“ — „Alexander der Große wurde in Abwesenheit seiner Eltern geboren.“ — „Cäsar schwamm, als Sklave verkleidet, nackt über den Tiber.“ — „Virgil zeigte seinen Freisinn schon dadurch, daß er der Sohn eines Bäckers war.“ — „Herber studirte so viel, daß er oft die Schulstunden verschloß.“ — „Heute sind wir mit der Vernunft fertig geworden, morgen kommen wir zum Verstande.“ — „Aus Krems kommen viele junge Efel nach Wien, das muß ich am besten wissen, denn ich bin ein Kremser.“ — „Wenn ich einem berühmten Manne begegne, ziehe ich den Hut vor ihm ab, auch wenn ich ihn gar nicht kenne.“ — „Die ganze Klasse ist wieder voll Staub, kaum komme ich herein, so ist der Schafstall fertig.“ — „Da bekomme ich schon seit einigen Tagen anonyme Schmachbriefe, um die ich mich aber nicht kümmere oder mich darüber ärgere, denn anonyme Briefe mache ich nicht auf.“ — „Es werden viel mehr Menschen geboren, als gestorben.“ — „Wenn alle Menschen leben würden, so würden alle Menschen todt sein, denn sie würden sich gegenseitig auffressen.“ — „Es kommt vor, daß Kinder unangenehme Eltern haben; die Eltern kann man sich aber nicht befehlen, denn wenn man auf die Welt kommt, sind sie meistens schon da.“

Vor dem Christtag.

An den Tagen, welche dem lieblichen, sehrsüchtig erwarteten Weihnachtsfeste vorangehen, da gibt's in vielen Häusern und Schulen, bei Eltern, Lehrern und Lehrerinnen, vollauf zu denken und zu sorgen, um all die verschiedenartigen Gaben und Geschenke in Bereitschaft zu halten, mit denen die braven und gehorsamen Kinder erfreut werden sollen am heiligen Christabend, beim hellen Gesplumme der farbigen Lichtlein des grünen Tannenbaums. Es ist eine gar liebe, fröhliche Zeit für Jung und Alt, und weitauf erschließen sich die Herzen den wönigsten und beglückendsten Gefühlen! In der Hoffnung, daß er seinen geneigten Lesern einigen Genuß dadurch verschaffen werde, will der Bote nachstehendes Gedicht, in Straßburger Mundart, in den neuen Kalender einrücken, welches innig und sinnig die mütterliche Geschäftigkeit beschreibt, um Freude zu bereiten am festlichen

Abend. Wer die Verse in unserm „alte Strooß-
burrjer Dytisch“ nicht gleich geläufig lesen kann,
der mag langsam zu Werke gehn und guten Willen
dazu haben. Also:

Ganz spoot sibt noch, bym Lampeschyn,
's jung Miederle-n-un nächt,
's Bettgehn diß fallt 'm gar nit yn,
Wenn au d'r Hahn ball frächjt:
Enandernooch mueß ferdi wäere,
Was dißmool soll 's Christkindel b'scheere!

Schunn lang ich 's kiewi Kind im Bett,
Weiß nit, daß d'Mamme wacht.
Schau nurr, wie's ruehij leijt, so nett,
Un wie 's im Schloof jeht lacht!
Jo, lach un träum, derst nit verwache,
's Christkindel bringt d'r scheni Sache!

Vor Allem z'erst e brächt'gi Bubb,
Gar wunderchöen gemukt!
Un d'noh e großi Bubbestubb,
Mit Moewel, hell gebuht;
Biskwitt, Matrone, Mandeltaarte,
Un sunsch Gebäch von alle-n=Arte!

Du siehst gewißli schunn im Traum
E-n-Engel so nett,
Diß omwe-n-uff'm Dannebaum
's gewöhnli Pläzel het;
Siehst d'Nusse glänze, d'Liechte breme;
De wurrst vor Fraid dich gar nimm kenne!...

Frait sich e Kind uff d'Wibnaachtszyt
Un träumt als z'Maachts d'vorn,
Ze fraie sich au d'große Lyt,
W'r kann sich druff verloon;
D'r Babbe frait sich un au d'Mamme,
's frait Gros un Klein sich, alles z'jamme!

D. H...

Zum guten Schlusse.

So wären wir denn, nach allerlei Geschichten
und Schnackn, an's Ende des Kalenders gelangt,
und da, meint der Voze, ziemt sich wohl noch ein
ernstes Wort, damit es heiße: Ende gut, Alles
gut! Das Jahr 1879, in welches wir nun ein-
treten sollen, liegt vor uns, verhüllt und dunkel,
und keines Menschen Auge vermag es zu durch-
schauen, kein menschlicher Scharfsinn kann er-
gründen und voraussagen, was diese zwölf neuen
Monate bringen werden. Einer aber weiß es,
Der, vor dessen Vaterauge nichts verborgen
ist, der da gewesen, ehe die Berge geworden, und
die Erde und die Welt geschaffen wurden, der da
ist und bleibet von Ewigkeit zu Ewigkeit! Dieser
ewige und allmächtige Gott leitet und lenket
Alles nach Seinem weisen und väterlichen Willen;
Er sitzt, wie's vorn im Gruß des Boten heißt,
am Steuer! Ihm wollen wir uns kindlich und

getrost anvertrauen, Ihn walten und steuern
lassen, denn Er wird's wohl machen!

Folgendes schöne Bild, aus einem guten, alten
Buche, wird uns die Sache recht anschaulich
machen: Gotthold, ein ernster, frommer Mann,
als er eben mit Freunden am Ufer eines Stromes
von bedeutender Breite lustwandelte, sah etliche
Schiffsleute in ein Boot steigen, um hinüber an's
andere Ufer zu fahren. Viere davon erfaßten die
Ruder und wandten, gewohnter Art und Weise
nach, den Rücken nach dem jenseitigen Strande.
Einer aber blieb am Steuer stehen und wendete
sein Augenmerk unausgesetzt dem Orte zu, wo
sie anlanden wollten. Seine ganze Aufmerksam-
keit ward dadurch in Anspruch genommen, und
so glitt das Fahrzeug schnell und sicher dahin
über die braufende Fluth. Sehet hier, sagte Gotthold
zu seinen Begleitern, eine gute und lehrreiche
Erinnerung. Unser Erdenleben ist ein schneller
und gewaltiger Strom, der in das Meer der
Ewigkeit fließt, und nicht wiederkehret. Auf
diesem Strome hat Jeder das Schifflein seines
Berufs, welches weiter gefördert wird mit den
Rudern fleißiger Arbeit und regen Schaffens.
Da sollen wir nun, wie diese Schiffsleute, den
Rücken dem Zukünftigen zuwenden, und in gutem
Vertrauen auf Gott, der am Steuer steht und
das Schifflein kräftig dahin lenkt, wo es uns
nützlich und ersprießlich ist, nur fleißig arbeiten und
im Uebrigen unbekümmert und getrost sein. Wir
würden es thöricht finden und darüber lächeln,
wenn diese Leute sich umwendeten und meinten,
sie könnten nicht so blindlings in den Tag hinein-
fahren, sie müßten auch sehen, wo sie hinkämen.
Welch eine Thorheit ist es, daß wir alles Zukünf-
tige, und was vorhanden ist, mit unseren Sorgen
und Gedanken erreichen wollen! Lasset uns ar-
beiten und beten; Gott aber lasset steu-
ern, segnen und regieren!

Gott steuert stets gerade fort
Auf Seinen weisen Wegen,
Er geht und bringt uns an den Port,
Da Wind und Sturm sich legen.
Hernachmals, wann das Werk geschahn,
Kann erst der Mensch mit Augen sehn,
Was Der, so ihn regieret,
In Seinem Rath geführtet.

Auflösung der Räthselnüsse:

I. Fernel, Kameel. — II. Doretel. — III. —
Gerrichtel, Herrschel. — VI. A. V. —
Frey, Koth. — VII. A. V. —
Strehel, Koth.